ges

und

M.

Vernünftiges Denken

und

Katholischer Glaube.

Erwägungen für die gebildete Welt

von

Christian Hold,
Dekan und Pfarrer.

Mit Approbation des hochw. bischöfl. Ordinariates Augsburg.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1897.

Vernünftiges Denken und katholischer Glaube.

Vernünftiges Denken
und
katholischer Glaube.

Erwägungen für die gebildete Welt

von

Christian Hold,
Dekan und Pfarrer.

Mit Approbation des hochw. bisch. Ordinariates Augsburg.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1897.

Imprimatur.

Augustae Vindelicorum, 14. Aprilis 1894.

Vicarius gls.
Castell.

Lense.

Vorwort.

Der alte Görres hat einmal den Ausspruch gethan: „Wir sind immer in der Lage, unsern Glauben zu vertheidigen, weil er immer angegriffen wird.“ Mehr als je in der Geschichte der Kirche wissen unsere Tage von solchen Angriffen zu erzählen. Darum tritt aber auch mehr als je an den Katholiken die Pflicht heran, sich und anderen über sein Höchstes auf Erden, seinen Glauben, Rechenschaft zu geben. Sollten nun diese Vorträge dem Einen oder Andern diese Rechenschaft erleichtern helfen, so würde ich mich für die Mühe, mit welcher ich die Bausteine zu denselben aus reicher Literatur zusammengetragen habe, auch reich belohnt sehen. Dabei bin ich mir aber wohl bewußt, daß weder der pflanzt, noch der begießt, etwas ist, sondern Gott allein, der das Gedeihen gibt.

Bemerkt sei, daß die Väterstellen der überaus brauchbaren Patrologie von Dr. Nirschl entnommen sind.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die Offenbarung Gottes in der Schöpfung.

Das Wort Religion bezeichnet etwas, was zu allen Zeiten und bei allen Menschen sich gefunden hat. Diese Thatsache erklärt sich aus der Allgemeinheit der Gotteserkenntniß. Zu dieser Erkenntniß gelangt der denkende Mensch durch Fragen, die er an sich selbst über die Erscheinungen richtet, welche er im Weltall wahrnimmt . . . . 1—15

II. Die Offenbarung Gottes im Gewissen.

Beim Nachdenken über sich selbst findet der Mensch neben den materiellen Erscheinungen seines Lebens auch solche, die durch und durch immateriell sind, also auch einem immateriellen (geistigen) Träger angehören müssen, der Seele. Als eine Anlage der Seele erkennt er das Gewissen. Dasselbe ist ein weiteres Zeugniß für das Dasein Gottes . 16—29

III. Die Offenbarung Gottes durch Jesus Christus.

Schöpfung und Gewissen bilden die natürliche Offenbarung Gottes. Diese reicht nicht

Seite

hin, das Denken des Menschen bezüglich des höchsten Wesens und seines Verhältnisses zu ihm vollkommen zu befriedigen. Der denkende Mensch fühlt daher das Bedürfniß einer höheren Offenbarung, welche der nach Wahrheit verlangenden Seele jeden Zweifel benimmt und zudem gestattet, daß diese Wahrheit von Allen mit Leichtigkeit erkannt werde. — Die Möglichkeit einer solchen Offenbarung Gottes läßt sich vernünftiger Weise nicht bestreiten, die Wirklichkeit derselben in Jesus Christus mit vernünftiger Gewißheit erkennen. Erster Beweis hiefür ist das Uebermenschliche in Jesu Leben, Lehren und Sterben. Ein weiterer Beweis: Das Selbstzeugniß Jesu . . . 30—45

IV. Die Gottheit Jesu bestätigt durch seine Wunder und Weissagungen.

Das Selbstzeugniß Jesu bestätigt durch seine Wunder. — Begriff und Möglichkeit des Wunders. — Das Selbstzeugniß Jesu bestätigt auch die Erfüllung seiner Weissagungen . . . 46—57

V. Die Gottheit Jesu bestätigt durch die Prophezien des Alten Bundes.

Das Selbstzeugniß Jesu endlich bestätigt durch die Prophezien, die viele Jahrhunderte vor seinem Erscheinen seine Gottheit, die Zeit und den Ort seiner Geburt, die Umstände seines Lebens, Leidens, Sterbens und seiner Auferstehung verkündeten. Diese Prophezien haben sich alle an Jesus von Nazareth und nur an ihm erfüllt . 58—73

Seite

VI. Das kirchliche Lehramt.

Wie Jesus dafür gesorgt hat, daß die Wahrheit, die er gelehrt, ganz und unverfälscht fortverkündet werde bis zum Ende der Welt . . . 74—90

VII. Die Gnadenmittel der Taufe und Buße.

Die Nothwendigkeit der Taufe von Christus verkündet. — Der Heilige Geist. — Die Nothwendigkeit der Gnade. — Die Sünde und ihre Folgen. — Die Buße. — Die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses vor Gottes Stellvertreter. — Das Ehren- und Arbeitskleid des Christen . . . . 91—106

VIII. Christus im allerheiligsten Altarssakrament.

Das allerheiligste Altarssakrament. Die wirkliche und dauernde Gegenwart Christi unter den Gestalten von Brod und Wein . . . . . : 107—118

IX. Die heilige Communion.

Die heilige Communion eine Nahrung der Seele im Kampf gegen den dreifachen Feind. — Existenz und verderbliches Wirken des Teufels 119—132

X. Das heilige Meßopfer.

Die heilige Messe, das unblutige Opfer des neuen Bundes. — Der Gebrauch der lateinischen Sprache bei dieser heiligsten Feier . . . . . 133—153

XI. Die evangelischen Räthe. — Das Ordensleben. 154—164

Seite

XII. Die Verehrung und vertrauensvolle Anrufung der lieben Heiligen 165—180

XIII. Die Muttergottesverehrung 181—198

XIV. Die kirchlichen Benediktionen 199—209

XV. Das Kreuzzeichen 210—218

XVI. Der Glaube und die Kirche.
Der christliche Glaube ein Licht und eine Kraft von oben. — Die Nothwendigkeit des Glaubens. — Die eine Wahrheit in der einen und einzigen von Christus gestifteten Kirche . . 219—234



I.

Die Offenbarung Gottes in der Schöpfung.

„Aus Ihm und durch Ihn und in Ihm ist Alles. Ihm sei die Ehre ewiglich."
Röm. 11, 36.

Es gibt ein Wort, gegen welches sich kein denkender Mensch gleichgiltig verhalten kann, ein Wort, das etwas bezeichnet, was zu allen Zeiten und bei allen Völkern sich gefunden hat; es ist das Wort Religion.

Jeder Kenner der Geschichte weiß, welch' wichtige Stelle dieses Wort im alten Hellas, an dessen mustergiltigen Formen in Wissenschaft und Kunst wir uns heute noch bilden, welche wichtige Stellung es im weltumspannenden Römerreiche, dessen Rechtsnormen heute noch die unsrigen sind, zur Zeit der Blüthe dieser Staaten eingenommen hat. Die Religion wurde dort nicht etwa als bloße Privat- oder Herzenssache des Einzelnen betrachtet, sie galt als

gemeinsame Angelegenheit der Nation, als deren Höchstes und Heiligstes, als Fundament der staatlichen Ordnung. Sie weihte den ehelichen Bund und damit das häusliche Leben und übte auf die Gesetzgebung und damit auch auf das öffentliche Leben ihren mächtigen Einfluß. Eine völlig irreligiöse Eheschließung kannte das classische Alterthum, dem die innigste Lebensgemeinschaft auf Erden als communicatio humani atque divini juris, als Einheit in allen bürgerlichen und religiösen Verhältnissen galt, in seinen gesunden Tagen ebenso wenig als die moderne Anschauung, nach welcher Recht und Gesetz nur der Ausdruck des alleinigen Volkswillens sein sollen. Es war im Gegentheil die Ueberzeugung der Weisesten jener Zeit, daß es ein ewiges, ungeschriebenes Recht gebe, welches aller menschlichen Gesetzgebung voraus- und vorangehe.

So lange der religiöse Einfluß nach allen Seiten hin sich geltend machte, standen genannte Culturstaaten groß da; mit dem Schwinden desselben hielt die Zerrüttung des Staatswesens gleichen Schritt.

Diese Erscheinung ist nicht vereinzelt geblieben. Sie hat sich wiederholt und wird sich immer wiederholen, sobald ein Volk in dem sich nicht mehr zusammen findet, was sein Höchstes sein soll, in der Religion.

So lange der religiöse Gedanke bei einem Gemeinwesen der herrschende ist, bildet er sozusagen das Gesammtbewußtsein desselben über die letzten Gründe

und höchsten Ziele des Lebens und weiht dadurch alle Verhältnisse dieses Lebens. Er bildet die Grundlage aller Rechte und Pflichten, schafft weise Obrigkeiten und getreue Unterthanen. Die nur gerechten Gesetze werden des Gewissens wegen befolgt; denn gerne beschränkt der Wille, dem die Religion die rechte Richtung weist, sein Selbst zu Gunsten der Gesammtheit. In jeglichem Beruf zeigt sich frohe Arbeitsamkeit verbunden mit Genügsamkeit und dabei in Liebe thätiges Mitgefühl gegen jegliche fremde Noth. Nur auf dem Boden der Religion gedeiht die wahre Kunst und zeitigt die ächte Wissenschaft ihre schönsten Früchte.

Wie weit ein Volk kommt, dem es an Religion fehlt, haben die entsetzlichen Gräuel der französischen Revolution des vergangenen Jahrhunderts gezeigt und ebenso in unserer Zeit die Schandthaten der Pariser Commune.

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz.

Ist die Religion aus dem Herzen gezogen, dann schlägt die Selbstsucht darin ihren Thron auf, die, wie der Name sagt, nur auf das eigene Ich bedacht ist und diesem Ich Befriedigung zu verschaffen sucht in nimmer müder Habsucht, in grenzenloser Genußsucht und unbändiger Hoffart. Die ärmere Klasse wird immer unzufriedener mit ihrem Loos auf Erden, die reichere immer schamloser in der Ausbeutung der Nebenmenschen. Die moralische Fäulniß im Gemein-

wesen, wie sie in neuester Zeit und in letzterer Hinsicht Frankreich, Italien und die argentinischen Staaten gezeigt haben, erzeugt nur ein religionsloser Sumpf.

Wir können daraus lernen, wie weit es mit unserem guten deutschen Volk kommen würde, wenn es einem ungläubigen Gelehrtendünkel gelänge, die Masse zu dem Glauben zu bethören, daß die Religion, wie die Einen verkünden, ein Erzeugniß der Unwissenheit sei und erst da anfange, wo das Denken aufhöre, oder, wie Andere sagen, daß sie nur als Zähmungs- und Abrichtungsmittel, als Opium für den Haufen Geltung habe, der ja nur zum Dienen da sei, oder, wie wieder Andere, daß, wie der Mensch graduell vom Thier verschieden sei, gerade so auch die Religion, da die Anfänge derselben in der Furcht des Hundes vor seinem Herrn und in der Dankbarkeit desselben für empfangenes Fressen, die sich im Schweifwedeln kund gebe, zu suchen seien.

Es sind dies gewiß thörichte Lehren, aber sie haben bereits Tausende von Arbeitern um ihren christlichen Glauben gebracht. Sie hören diese Lehren und müssen dabei sehen, wie viele von sogen. Gebildeten treu nach diesen Lehren irreligiös dahinleben. Lehre und Beispiel haben sie irre gemacht an der Religion und damit irre gemacht an der bestehenden Ordnung, gemäß welcher sie allein im „Schweiß des Angesichts“ um ihr Brod ringen sollen, und nun denken sie daran, diese ihrer Rechtsanschauung wider-

sprechende Ordnung umzustoßen, um sich einen Himmel im Diesseits in erträumter irdischer Glückseligkeit zu verschaffen.

„Aber," so höre ich jetzt einwenden, „im Laufe der Geschichte sind ja doch im Namen der Religion vielfach und selbst bei civilisirten Völkern Dinge geschehen, die unser sittliches Gefühl beleidigen müssen."

Darauf antworte ich: „Daran ist nicht die Religion Schuld, sondern der Mißbrauch derselben. Dem Mißbrauch vermag die beste und heiligste Sache nicht zu entrinnen. Das ist nun einmal so auf Erden. Dieser Umstand berechtigt aber nicht, die gute Sache selbst zu verwerfen. Die Thaten des religiösen Wahnes und Aberglaubens sind immer, wo, wann und wie sie geschahen, verabscheuungswürdig; allein selbst diese traurigen Erscheinungen beweisen doch wiederum die Allgemeinheit des religiösen Gedankens.

Der kulturärmste Volksstamm des neu erschlossenen Continents ist im Besitz eines, wenn auch noch so schwachen religiösen Flämmchens, mittels dessen er einen Unterschied zwischen Gut und Bös erkennt und dabei die Abhängigkeit von einem über der Welt befindlichen höheren Wesen, das er durch religiöse Uebungen, insbesondere durch Opfer in seinem Zürnen zu besänftigen und für verschiedene Anliegen günstig zu stimme sucht.

Dieses höhere Wesen stand von jeher hinter jeglicher Form des Götter- oder Götzendienstes; hinter

dem Götterbild in der dunkeln Cella des ägyptischen Riesentempels ebenso als hinter der Goldelfenbeinstatue des olympischen Zeus; und ebenso hinter dem Mexitli des Azteken wie hinter dem Fetisch des Wilden.

Wenn der Neger vor seinem Fetisch kauert und an denselben die Frage richtet, ob das, was er thun wolle, gut oder böse sei, so ist es nicht das Gebilde aus Holz oder Stein, von dem er Antwort erwartet, sondern ein unsichtbares, höheres Wesen, das von diesem Bilde Besitz genommen hat.

So viele Mühe sich der gelehrte Unglaube gegeben hat, Volksstämme ohne jede religiöse Anlage zu finden, bis jetzt ist dies nicht gelungen. Der religionslose Urmensch existirt so wenig als der Urmensch ohne Sprache. „Die Ethnographie," sagt einer der verdientesten Geographen unserer Tage, Ratzel, „kennt keine religionslosen Völker."

Dieser Wahrheit, welche von allen vorurtheilsfreien Forschern bestätigt wird, hat schon vor mehr als zweitausend Jahren der berühmte römische Redner und Staatsmann Cicero Ausdruck verliehen, wenn er sagt, es gebe kein noch so wildes Volk, welches nicht die Gottheit verehre, wenn es auch keine würdige Vorstellung von derselben habe. Der Grieche Plutarch, ein ebenso alter Zeuge, meint, man könne Städte finden ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne

Geldmünzen, ohne Schrift; aber ein Volk ohne religiöse Uebung, ohne Opfer habe noch Niemand gefunden.

Zu den allerältesten schriftlichen Urkunden, welche erst in neuester Zeit entdeckt und entziffert worden sind, gehört das in ägyptischen Gräbern den einbalsamirten Leichen (Mumien) mitgegebene auf Papyrus oder Leinwand geschriebene sogen. Todtenbuch. Der Inhalt desselben verkündet uns in den sechstausend Jahre alten Schriftzeichen, daß die Egypter in jener Zeit, also viertausend Jahre vor Christi Geburt, an die Unsterblichkeit der Seele und an die einstige Wiedervereinigung derselben mit dem begrabenen Leib, demnach an eine Auferstehung der Todten, an ein letztes Gericht und somit an eine ewige Belohnung und Bestrafung geglaubt haben.

Es läßt sich nun einmal nicht leugnen: die Religion ist und bleibt eine historische und psychologische Thatsache.

Woraus erklärt sich diese Thatsache? Diese Thatsache erklärt sich aus der Allgemeinheit der Gotteserkenntniß. Gibt es einen Gott, so muß es auch eine Religion geben, d. i. ein Band, welches den Menschen an Gott knüpft. Wird ja doch von dem lateinischen Zeitwort relegare, binden, knüpfen das Wort Religion abgeleitet. Gibt es einen Gott, so ist das Band, das uns an denselben knüpft, die

Erkenntniß unserer Abhängigkeit von ihm und Verpflichtung gegen ihn. Je klarer diese Erkenntniß ist, desto bereitwilliger unterwirft sich der Verstand Gott im Glauben, falls er sich uns geoffenbart hat, und der Wille seinen Geboten, wenn er uns solche bekannt gemacht hat.

Wer zu dieser klaren Erkenntniß Gottes gekommen ist und es mit dieser Erkenntniß ernst nimmt, der wird sein ganzes Leben dieser Erkenntniß gemäß einrichten, also aus dem Glauben leben, d. h. das Gute als von Gott gewollt ansehen und schützen und das Böse als dem Willen Gottes entgegenstehend verabscheuen. Die Gotteserkenntniß wird ihn endlich bestimmen, die Ehrfurcht gegen Gott nicht bloß im Herzen zu tragen, sondern, weil, was immer das Herz bewegt, sich nach außen kund gibt, diese innere Verehrung auch äußerlich zu zeigen im Cultus der Anbetung, besonders in der höchsten Form desselben, im Opfer.

Die Religion ist also nicht das, was persönliches Meinen und Belieben eines sogen. Aufklärers, Lichtfreundes, Afterphilosophen und auch Aftertheologen aus ihr machen wollte und noch will, z. B. Produkt der Furcht vor etwas Unbekanntem oder Abhängigkeitsgefühl von diesem „Ich weiß nicht was“ oder sentimentales Schwärmen über das Ideale oder in Wehmut Zerfließen über ein Höheres und Besseres, als des Lebens rauhe Wirklichkeit uns bietet, die

Religion ist kein Gefühlsdusel, — die Religion ist klare Erkenntniß von dem Dasein eines ausserweltlichen, persönlichen Gottes, unserer Abhängigkeit von ihm und unserer Pflichten gegen ihn.

Gibt es aber einen solchen Gott? Kann der Mensch auf dem vernünftigen Wege des Denkens zur Erkenniß von dieses Gottes Dasein gelangen?

Ja, er kann es.

Von allen Wesen der Erde ist nur der Mensch im Stande, Fragen an sich zu stellen, deren Beantwortung er in sich selber suchen und finden kann. Der Affe fühlt wohl die Wärme des Feuers und setzt sich behaglich neben dasselbe; aber er wird niemals Holzstücke nachlegen, um das Feuer zu unterhalten, weil er keine Frage hiefür hat, deren Antwort er in sich finden könnte. Im Menschenherzen aber tönt es von Jugend auf: Woher? Warum? Wozu? Der denkende Mensch begnügt sich nicht mit der Wahrnehmung dessen, was um ihn und in ihm ist; er will hinter alle diese Erscheinungen kommen und die letzte Ursache derselben ergründen.

Betrachtet er nun die Welt um ihn herum, in ihrer Einrichtung und Ordnung, in dem Formenreichthum ihrer organischen Gebilde, so drängt sich ihm die Frage auf: „Woher dies alles?“ Der Unglaube sagt: „Das alles ist in Milliarden von Jahren

aus und durch sich selbst so geworden; alles ist nur ein Erzeugniß oder Spiel physikalischer und chemischer Kräfte.“ Wenn dieser Behauptung allein schon die Thatsache entgegensteht, daß, soweit die Menschengeschichte zurückreicht, sich niemals nachweisen ließ, daß ein Spiel physikalischer und chemischer Kräfte auch nur die niederste Lebensform einer neuen Pflanzen- oder Thierzelle erzeugt hat, 6000×0 also gewiß auch Millionen und Milliarden mal 0 gibt, so läßt sich weiter sagen: „Diese Behauptung ist ebenso viel werth, als wenn Jemand darthun wollte, — ich bediene mich jetzt der Worte meines berühmten Lehrers in der Chemie, Justus v. Liebig, — daß die Residenz eines Königs mit ihrer ganzen innern Einrichtung von selbst, durch ein Spiel der Naturkräfte entstanden sei, während doch jeder Mensch weiß, daß die äußere Gestalt des Palastes, die innere Einrichtung, die Vertheilung der Räume von einem Baumeister ausgeht, welcher das wirkliche Haus nach einem ideellen, in seinem Geiste erzeugten Hause hergestellt hat.“ Was hier von einem Werk aus Menschenhand gilt, das gilt aber doch noch in höherem Grade von dem Bau des Weltalls und seiner wunderbaren Einrichtung. Der denkende Mensch fragt nach dem Baumeister, der hier nach ideellem Plane geschaffen und Alles nach den Ideen geformt hat, welche, wie schon der griechische Weltweise Plato erkannte, seinem Geiste gegenwärtig waren. Und da dem Menschen aus dem Riesenbau des Weltalls eine unendliche

Macht und aus der wunderbaren Einrichtung derselben eine unendliche Weisheit entgegenleuchtet, welche beide ihren Grund unmöglich in den Dingen selbst haben können, so schließt er auf ein allmächtiges und allweises Wesen, das die letzte Ursache, der Schöpfer und Ordner dieser Dinge ist. Die Behauptung, die höchste Intelligenz, die uns aus dem Weltall entgegenleuchtet, habe ihren Grund in diesem selbst, ist ebenso ungereimt und unvernünftig, als wenn Jemand behaupten wollte, die Vernunft, die uns im Bau und der Ausschmückung eines herrlichen Doms entgegentritt, sei nicht in dem Baumeister und dem Künstler zu suchen, sondern in den Steinen, Metallen und Farben, die wir an ihm und in ihm wahrnehmen. Wie das Kunstwerk die Kunst des Künstlers, so offenbart die Schöpfung die Macht und Weisheit des Schöpfers. In dem schönsten und tiefsinnigsten Brief, den der große Völkerlehrer Paulus geschrieben hat, beklagt er sich über jene Menschen, welche die Erkenntniß, daß Gott in seinen Werken sich geoffenbart habe, böswillig niederhalten. Ja, es gehört in der That ein böser Wille dazu, über die Wunder der Schöpfung nachzudenken und über den Geschöpfen den Schöpfer in seiner Macht und Weisheit, über den entstandenen Dingen den Ewigen, über dem Veränderlichen den Unveränderlichen zu vergessen. Wie man aus den Fußspuren im Sande schließt, daß ein Mensch vorübergegangen, so zeigt das Weltall die Spuren dessen, der es geschaffen und auf das wunderbarste einge-

richtet hat. Diese Spuren haben einen der größten Denker aller Zeiten, den bereits genannten Weltweisen Plato zur Aeusserung veranlaßt, daß diejenigen im Rechte seien, welche die so schöne Einrichtung der Welt als Werk der göttlichen Vernunft betrachten. Plato's großer Schüler Aristoteles lobt den Anaxagoras, der als erster unter den griechischen Philosophen über dem Weltall einen weltordnenden Geist sah, „weil er wie ein Nüchterner unter Trunkenen geredet habe." Diese Spuren haben unsern großen Landsmann, den Astronomen Keppler zu dem Ausspruch hingerissen: „Ich danke dir, mein Schöpfer und Herr, daß du mir die Freude geschenkt hast über die Werke deiner Hände!" Der große Botaniker Linné bekennt: „Bei Betrachtung der Schöpfung habe ich aufmerksam lauschend den ewigen, unendlichen, allwissenden Gott einherschreiten sehen und bin von Staunen überwältigt worden." Humphry Davy, ein Sohn Englands, der Vater der elektrochemischen Theorie, hat den Ausspruch gethan: „In allen Kräften der Materie sah ich die Werkzeuge der Gottheit." In unserm deutschen Vaterland ist es vor allen Andern der von den Gegnern unseres Christenglaubens hochgepriesene Philosoph von Königsberg, Immanuel Kant, der den Beweis für das Dasein eines allmächtigen Gottes aus den Erscheinungen der sichtbaren Welt in ihrer Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit stets mit Achtung genannt wissen will, weil er der älteste, klarste und der gemeinen Men-

schenvernunft am meisten angemessene sei. Die Kenntnisse dieser Erscheinungen, meint der scharfe Denker, wirken auf die Ursache, nämlich die veranlassende Idee zurück und vermehren den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugung.

Einer solchen Ueberzeugung vermochte sich auch ein namhafter Geologe unserer Zeit, Bernard Cotta, nicht zu verschließen, da er gestehen muß, daß, wie der erste Ursprung der Erdmasse, so auch die Entstehung der organischen Wesen ein unlösbares Räthsel sei, bei dem wir nur an die unerforschliche Macht eines Schöpfers apelliren können.

Oswald Herr, der gefeierte Schweizer Botaniker und Entymolog, gibt dieser Ueberzeugung noch klareren Ausdruck, wenn er sagt, daß diejenigen, welche die wundervolle Harmonie der Schöpfung als ein Spiel des Zufalls betrachten, ebenso unverständig handeln als derjenige, der behaupten wollte, daß die Noten einer Beethoven'schen Symphonie aus zufällig auf das Papier gekommenen Punkten entstanden seien.

Das unsern Vorträgen gesteckte Ziel erlaubt es leider nicht, näher einzugehen auf die einzelnen Erscheinungen, die unserm forschenden Auge in der Welt begegnen und in ihrer Einrichtung und Ordnung auf den höchsten Urheber hinweisen. Wenn wir aber den Blick auf die Erde richten

und die Krystallformen betrachten in der Regelmäßigkeit ihrer Flächen und Winkel; wenn wir den Formenreichthum der pflanzlichen Gebilde in den feststehenden Arten betrachten, zu welchen die winzigen Samenkörner in geheimnißvollem Aufbau ihrer Zellen und Gefäße sich gestalten; wenn wir an die harmonische Wechselbeziehung des Pflanzen- und Thierreiches denken, von denen eines die Lebensbedingung des anderen ist; wenn wir an verschiedenen, darunter auch kleinsten Individuen dieser Thierwelt den Instinkt betrachten, d. i. jenen in die Form der Naturnothwendigkeit gebannten Trieb oder Drang, der mit ihnen geboren, sie beherrscht und zwingend leitet, auf das zweckmäßigste zu vollbringen, was zur Erhaltung des Einzelnen und der Gattung nothwendig ist, und dabei insbesondere des sogen. Kunsttriebes gedenken, der seit Jahrtausenden unverändert derselbe geblieben, der die Ameisen und Bienen ihre Zellen bauen und ihren Staat einrichten läßt wie zu Samsons und Salomons Zeiten und die Spinne heute noch ihr Netz weben lehrt wie in den Tagen der ägyptischen Pharaonen; wenn wir dann unsere Blicke von der Erde weit empor schweifen lassen über Land und Meer und über die Wolkenhäupter der Berge und dort oben die Gestirne schauen, die unermeßlich an Zahl sind und, einzeln betrachtet, unsere Erde millionenmal an Größe übertreffen, und wenn wir dabei die wunderbare Gesetzmäßigkeit erwägen, die dort oben Alles durchdringt und regelt,

dann verstehen wir des Psalmisten Wort: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und seiner Hände Werk verkündet uns das Firmament. „Geschaffen hat er den Himmel und die Erde und Alles, was darin ist.“ „Nach deinen Gesetzen besteht Alles heute noch; denn es ist dir dienstbar. Groß bist du, o Herr, und groß dein Name in der Macht!“

II.

Die Offenbarung Gottes im Gewissen.

„Wenn unser Herz uns anklagt
so ist ein Größerer als unser Herz,
Gott, da er Alles weiß.“

I. Joh. 3, 20.

Der Anblick des Weltalls und das Nachdenken über die wunderbare Einrichtung und Ordnung in demselben ist es, was unsere Seele von dem Dasein eines allmächtigen und allweisen Urhebers und Ordners überzeugt.

Dieß war vorzugsweise der Gegenstand unserer ersten Betrachtung.

„Aber,“ ruft mir der moderne Unglaube entgegen, „was redest du von der Seele?“ „Es gibt ja keine Seele!“ Das, was ihr Gläubige Seele nennt, ist veralteter Wahn. Das Denken und

Wollen, was ihr Seelenkräfte oder Seelenvermögen nennt, ist bloße Gehirnthätigkeit, ist Stoffwechsel. Alle sogen. seelischen Thätigkeiten sind geradeso Erzeugnisse des Gehirns, wie die Galle ein Erzeugniß der Leber ist. Ohne Gehirn kein Gedanke und kein Willensakt. „Dieselbe Kraft," sagt Moleschott, „die durch den Magen verdaut, denkt durch das Gehirn. Alles Gefasel von der Selbstständigkeit des menschlichen Geistes ist völlig werthlos. Die Handlungen der Menschen sind eine Naturnothwendigkeit." Aehnlich äußert sich Vogt: „Der freie Wille existirt nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit oder Zurechnungsfähigkeit." Wir sind keinen Augenblick Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte. Der Organismus kann sich nicht selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung."

Wäre dies wahr, gäbe es wirklich keinen freien Willen, dann wäre Tugend auf Erden gerade soviel werth, als das gröbste Laster; ein Apostel Paulus stände nicht höher als ein Nero; es hätte jeder Unterschied zwischen gut und bös aufgehört; „die Diebe und Räuber säßen unschuldig im Gefängniß; der grausamste Mörder wäre nicht schuldiger als ein Stein, der im Herabfallen einen Menschen erschlagen hat." Da müßte ja jedes geordnete Zusammenleben unter den Menschen aufhören. Eine Obrigkeit zum Schutz des Eigenthums, des guten Namens und des Lebens wäre ein Unsinn. Zu solchen Folgerungen

führt die Läugnung des edelsten Kleinods im Menschen, der Willensfreiheit. Daß aber diese Läugnung Gefasel ist, sagt Jedem, der nicht taub sein will, das eigene Bewußtsein. Ich weiß ja ganz gewiß, daß die stofflichen Wirkungen naturnothwendig vor sich gehen. Die Leber muß die Galle erzeugen, die Wärme muß das Eis schmelzen, der Magnet muß das Eisen anziehen; aber ich muß dieses oder jenes nicht thun, ich muß sogar den stärksten Trieben nicht folgen, ich kann ihnen widerstehen. Es ist etwas in mir, was dem Leib befiehlt, sich in Fesseln legen zu lassen, ja eher dem blutigen Martyrium sich zu unterziehen, als die Freiheit des Willens zu opfern. Der Träger dieses meines freien Willens ist wie der Träger meines Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildenden Verstandes die Seele.

Denken wir an das Opferleben einer barmherzigen Schwester! Aus dem väterlichen Palast, aus der Mitte geliebter Eltern und Geschwister ist sie in der Blüthe ihrer Jahre in die dumpfe Luft der Krankenstube hinabgestiegen und wacht wie ein milder, tröstender und helfender Engel am Bett des menschlichen Elends. Und da sollen wir glauben, daß diese ihre Wahl nicht Sache ihres freien Willens, Sache freier Selbstbestimmung gewesen sei, sondern ein Erzeugniß des Stoffwechsels im Gehirn, eine bloße mechanische Naturnothwendigkeit? Das ist eine ebenso thörichte als frevelhafte Zumuthung an den gesunden Menschenverstand. Dieselbe Zumuthung

wäre es, um ein Beispiel Du Bois-Reymond's anzuführen, glauben zu sollen, daß es nur mechanische Naturnothwendigkeit sei, die den Cajus zum Verbrecher, den Sempronius zu dessen Richter gemacht hat, und daß darum Cajus zum Richtplatz geführt wird, während Sempronius zum Frühstück geht.

Gegen solche Afterpropheten, die in den Denk- und Willensakten nur mechanische Erzeugnisse des Stoffwechsels sehen wollen, protestirt die Wissenschaft, welche aus den Einzeldingen die allgemeinen Begriffe bildet und aus diesen Dingen die ihnen zu Grunde liegenden unveränderlichen Gesetze herausliest, den Stoff bewältigt und die Naturkräfte sich dienstbar macht. Gegen eine solche Zumuthung protestirt die Kunst in ihren idealen Schöpfungen, der Architektur, Skulptur, Malerei und Musik, welche von jeher das Menschenherz zur Bewunderung und Liebe hingerissen haben. Ja, die Kunst protestirt dagegen, daß ein Dom von Köln, eine Madonna Raphaels, ein Abendmahl da Vinci's, ein Moses Michael Angelo's, ein Miserere Allegri's oder eine Tonschöpfung unseres Mozart oder Hayden einfach Produkte des Stoffwechsels im Gehirn seien, wie die Galle Produkt der Leber. Solche Behauptungen dürfte man lächerliche, stupide Behauptungen nennen, wenn es nicht gar zu traurig wäre, daß sonst vernünftige Menschen, die auf Denken Anspruch machen, sich zu denselben versteigen konnten.

Daß die Seelenthätigkeit der Menschen an das Gehirn geknüpft ist, überrascht uns so wenig, als daß die Thätigkeit des Musikers an sein Instrument geknüpft ist. Wie der Meister die Orgel, so beeinflußt auch wiederum die Orgel den Meister. Einem verdorbenen Instrument wird auch ein großer Tonkünstler nur klägliche Töne entlocken. Die normale oder abnorme Beschaffenheit des Gehirns ist von großem Einfluß auf die seelischen Akte. Umgekehrt stimmen Gemüthsbewegungen, Seelenkrankheiten auch das körperliche Wohlbefinden herab.

„Aber," meint Professor Virchow, „so lange nicht eine besondere Seelensubstanz gefunden und deren Wirkungen auf physikalische Maße zurückgeführt sind, hat die Annahme einer immateriellen Seele keinen wissenschaftlichen Werth."

Wie sagt Göthe?

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht greift, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Gerade deßhalb, weil die Gedanken nicht physikalisch gemessen werden können, weder mit dem Längen- noch Hohlmaß, gerade weil die Gedanken nicht an den Raum gebunden, nicht theilbar sind, weil sie Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges, Allgemeines und Übersinnliches umfassen, schließen

wir, daß sie nicht der materiellen Welt angehören, sondern daß der Träger dieser durch und durch immateriellen Erscheinungen auch eine immaterielle Substanz sein müsse, ein einfaches, untheilbares und darum der Zersetzung nicht unterworfenes Wesen, das in uns denkt und will, das wir darum Geist oder Seele nennen.

Wirkungen, welche sich aus einer meß- und wägbaren Ursache nicht erklären lassen, müssen, da ja jede Wirkung eine Ursache zur Voraussetzung hat, aus andern als materiellen Ursachen erklärt werden können. Daß bei den Thätigkeiten der denkenden und wollenden Seele andere Kräfte angenommen werden müssen als physikalische und chemische Gesetze, diese Annahme ist nicht bloß gestattet, sondern geradezu geboten. Sie ist eine Forderung vernünftigen Denkens.

Dieselbe Kraft, die im Magen verdaut, soll durch das Gehirn denken? Was im Magen verdaut worden ist, wird theils ausgeschieden, theils im Blute in den Lungen verbrannt. Wie wäre es ohne Annahme der Seele denkbar, daß die Gedanken in so reicher Fülle im Gedächtniß aufbewahrt und in der Erinnerung wieder hervorgerufen werden könnten! Daher behaupte ich, daß ein Kind, das auf die Frage: „Woher weißt du denn, daß du eine Seele hast?" freudig antwortet: „Weil ich denken kann, weil ich einen freien Willen habe," mehr Weisheit verräth als ein gelehrt sein wollender Läugner der Seele,

der, die Logik auf den Kopf stellend, die Existenz eines immateriellen Trägers der immateriellen Gedankenwelt erst dann annehmen will, wenn ihre Materialität bewiesen ist, wenn man sie, wie Vogt einmal sagt, sehen, hören, riechen, schmecken kann.

In der Seele nun, deren Dasein für uns schon vom Standpunkt der bloßen vernünftigen Ueberlegung fest steht, besitzen wir eine Anlage, die ein zweiter mächtiger Zeuge ist für das Dasein eines ausserweltlichen, heiligen und gerechten Gottes — das Gewissen. „Ach, was Gewissen!“ höre ich alsbald den Unglauben rufen. „Ammenmärchen sind es oder auch ein Produkt der Erziehung, was ihr Gewissen nennt.“ Allein mit solchen Einwendungen läßt sich eine Thatsache nicht hinwegläugnen, die zu allen Zeiten, bei allen Völkern sich gefunden hat und noch findet.

Wer vermöchte es in Abrede zu stellen, daß, so lange es Menschen gegeben hat, diese einen Unterschied gekannt haben zwischen Gut und Bös, und es wird gewiß auch heutzutage kein mit gesunder Vernunft begabter Mensch gefunden werden, und stände er auch auf der tiefsten Stufe der Cultur, der diesen Unterschied nicht kennt. Das Wissen um diesen Unterschied und das damit gegebene Bewußtsein von der Verantwortlichkeit für unsere freien Handlungen, das ist es, was wir Gewissen nennen.

Das Gewissen ist wie die Religion eine historische und psychologische Thatsache. Darum hat auch

den Weltweisen von Königsberg, den gepriesensten deutschen Denker, nach seiner eigenen Aussage nichts so sehr neben der Betrachtung des Sternenhimmels zur Bewunderung hingerissen als die Thatsache des Gewissens.

Das Gewissen sagt uns nun, wohlgemerkt, zunächst nicht, was alles gut, was böse ist, — bezüglich dieser Fragen kann der ausserhalb des Offenbarungsglaubens lebende Mensch sich irren und hat sich geirrt, — sondern daß ein Unterschied zwischen Gut und Bös, und daß ich verantwortlich bin für mein Thun und Lassen. Wem aber verantwortlich? Einem Menschen? Kein Mensch sieht in mein Inneres und liest dort die Gedanken, die mich anklagen oder lossprechen. Es muß also eine höhere Instanz sein, ein über mir stehendes, allwissendes, heiliges Wesen, dem ich Verantwortung schuldig bin.

Dieses Bewußtsein der Verantwortung über Gedanken, Worte und Werke trägt der Mensch allzeit und überall vom Erwachen zum vernünftigen Denken bis zu seinem Tode mit sich herum.

Das Gewissen läßt sich zeitweilig einschläfern, aber es läßt sich nicht erwürgen. Wie Manchen hat es über Land und Meer getrieben wie den unstäten Kain! Wie Manchem hat es keine Ruhe gelassen, bis er die Freventhat, die keines Menschen Auge geschaut, dem irdischen Richter gestanden, um den

schweren Stein, der auf der Seele lastete, hinwegzuwälzen.

Der Macht des Gewissens steht der Mensch machtlos gegenüber. In erschütternder Wahrheit hat Shakespeare diese Macht in einer seiner großartigen Gewissenstragödien, im Richard III., gezeichnet. Der König schläft in der Nacht vor dem Kampf, der ihm den Tod bringen sollte, in seinem Zelt. In seinen Träumen erblickt er die Geister der von ihm mit teuflischer Gewissenlosigkeit Ermordeten. Da fährt er auf:

Have mercy, Jesu! Soft; I did but dream.
O coward conscience, how dost thou afflict me!
The lights burn blue. — It is now dead midnight.
Cold fearful drops stand on my trembling flesh.
What do I fear myself? there's none else by.
Richard loves Richard! that is I am I.
Is there a murtherer here? No; — Yes; I am.
Then fly! — What from myself? Great reason: why?
Lest I revenge. — What? Myself upon myself?
Alack, I love myself. Wherefore? for any good,
That I myself have done unto myself?
O no; alas, I rather hate myself
For hateful deeds commited by myself.
I am a villain: Yet I lie, I am not.
Fool, of thyself speak well: — Fool do not flatter.
My conscience hath a thousand several tongues,
And every tongue brings in a several tale,
And every tale condemns me for a villain.
Perjury, perjury in the high'st degree;
Murther, stern murther in the direst degree;
All several sins, all used in each degree,

Throng to the bar, crying all — Guilty! guilty!
I shall despair. — There is no creature loves me;
And if I die, no soul shall pity me.
Nay, wherefore should they? since that myself
Find in myself no pity to myself.

Erbarmen, Jesus! — Sacht' ich träumte nur.
O feig Gewissen, wie du so mich ängstigst!
Das Licht brennt blau! — Ha, todte Mitternacht!
Ein kalter Schweiß umläuft mich Schaudernden.
Was fürcht' ich denn? mich selbst? Sonst ist hier niemand.
Richard liebt Richard; das heißt Ich bin Ich.
Ist hier ein Mörder? Nein. — Ja, ich bin hier.
So flieh! — Was? vor mir selbst? Warum denn das?
Daß ich nicht räche. — Wen? — Mich an mir selbst.
Ich liebe ja mich selbst. — Wofür? Für Gutes,
Das ja ich selbst gethan hab' an mir selbst?
O nein! weh mir! Ich hasse ja mich selbst
Für Hassenswerthes, das gethan ich selbst! —
Ich bin ein Unmensch. — Doch ich lüg', ich bin es nicht. —
Thor, rede von dir gut! — Thor, schmeichle nicht!
Ha, mein Gewissen hat viel tausend Zungen,
Und jede Zunge spricht ganz and're Worte,
Und jedes Wort straft mich als Bösewicht.
Ja, Meineid, Meineid von der ärgsten Art,
Mord, grauser Mord, der fürchterlichsten Art,
Der Sünden ganz Gedräng in aller Art
Stürzt an die Schranken und ruft: Schuldig! schuldig!
Ich muß verzweifeln. — Mich liebt kein Geschöpf;
Und sterb' ich, keine Seel' erbarmt sich mein. —
Ja, warum sollten sie's? Find ich doch selbst
In mir gar kein Erbarmen mit mir selbst!

(Moltke.)

Wie sehr möchte der Frevler sich einreden, daß der Mensch mit dem Tode in das Nichts zurücksinke! Allein

gerade das Gewissen ist ein mächtiger Beweis dafür, daß dem nicht so ist, daß mit dem Tode nicht alles aus ist. Die Verantwortung vor einem höheren Richter, die ich während des Lebens in mir fühle, tritt ja nicht während unseres Lebens auf Erden ein, kann und muß also erst nach dem Tode eintreten.

Wenn der Glaube an die Unsterblichkeit unserer Seele — ebenfalls eine historische und psychologische Thatsache — sich nicht schon daraus ergeben würde, daß diese, weil geistig, also unkörperlich, der Zersetzung und Auflösung nicht verfallen kann wie die aus bekannten etlichen sechzig Elementen zusammengesetzte anorganische und organische Welt, auch das Gewissen gäbe Zeugniß von dem Fortleben nach dem Tode. Die Gewissensbisse, die alle selbstgemachten Entschuldigungen über den Haufen werfen, sind die Vorahnung eines künftigen Lebens, eines Ausgleichs dessen, was hier auf Erden so ungleich ist, einer ewigen Vergeltung nach unumstößlichem Recht und endgiltiger Gerechtigkeit; sie sind die Ahnung einer Strafe, die im Verhältniß stehen muß zu dem Frevel und dem Frevler, der sich auf Erden über jede Verantwortung hinweggesetzt hat, der dessen gespottet, der ihm die Verantwortung in das Gewissen geschrieben hat, nun aber ersehen muß, daß Gott seiner nicht spotten läßt.

Das Weltall über uns und das Gewissen in uns haben die schöne Aufgabe, dem denkenden Men-

schen das Dasein einer Intelligenz über der Welt, eines allmächtigen, allweisen, allwissenden, heiligen und gerechten Gottes zu erschließen. Mit der Gewißheit hievon ist der Pantheismus geschlagen, der Gott in dem All der Erscheinungen sehen will, d. h. das All als Gott betrachten will und die einzelnen Erscheinungen als ebenso viele Modifikationen des göttlichen Wesens, das in den unvernünftigen Geschöpfen schlummert, im Menschen aber zum Bewußtsein gekommen ist. Wäre der Pantheismus wahr, dann müßte das Unendliche auch endlich, das Bewußtlose auch bewußt, das Freie auch unfrei sein, was alles gewiß ebenso dem gesunden Menschenverstand widerspricht, als daß Tugend und Laster Erscheinungen derselben Allgottheit sein sollten.

Mit der Gewißheit der Existenz eines ausserweltlichen, persönlichen Gottes und seiner Offenbarung im Gewissen ist der Deismus oder Rationalismus geschlagen, der zwar einen persönlichen Gott anerkennt, denselben aber gegenüber der Welt und Menschheit sich völlig theilnamslos verhalten läßt.

Mit genannter Gewißheit ist endlich der Materialismus, d. i. die Gotteslängnung des modernen Gelehrtendünkels und der Sozialdemokraten geschlagen, welch' letztere ja nur die Nachbeter solch' gelehrter Volksverderber sind.

Nur der Thor spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott.“

Hochmüthige oder lasterhafte Thorheit kann Gott verlieren, das Unglück, der Schmerz sucht ihn. Schon Tertullian macht darauf aufmerksam, daß die Heiden seiner Zeit in des Lebens Nöthen nicht zu ihren Göttern Jupiter, Mars oder Minerva riefen, sondern wie die Christen: „Hilf, o Gott! Großer Gott!" Tertullian nennt diese Erscheinung ein Zeugniß der von Natur aus christlichen Seele.

Als der ungläubige Weltschmerzprophet Schoppenhauer in seiner letzten Krankheit große Schmerzen auszustehen hatte, rief er öfters: „O Gott! O mein Gott!" Da ihn der behandelnde Arzt fragte: „Existirt denn noch ein Gott für Ihre Philosophie?" erwiderte er: „Sie reicht ohne Gott in den Schmerzen nicht aus; es soll damit, wenn ich wieder gesund bin, anders werden." Der Ärmste ist leider nicht mehr gesund geworden.

Der Culturhistoriker v. Hellwald, der Seite 569 seiner Culturgeschichte es als Aufgabe der Wissenschaft betrachtet, alle Ideale zu zerstören, ihre Hohlheit und Nichtigkeit zu erweisen, zu zeigen, daß Gottesglaube und Religion Trug, daß Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrechte Lüge seien, hat in den schmerzlichen Tagen seiner letzten Krankheit, wie schon so viele vor ihm, den katholischen Gottesglauben wieder gefunden.

„Gott, das Wort, das wir in den Tagen unserer Kindheit mit Ehrfurcht ausgesprochen," sagt so schön

ein christlicher Denker, „es steht in Flammenschrift über dem Weltall, in unvertilgbaren Lettern in unserm Gewissen. Der Gottesgedanke steht am Anfang unseres Lebens, er ist der trostvollste Gedanke am Ende unseres Daseins. Es fließt hinab der Strom der Zeiten, es sinken in's Grab die Geschlechter der Menschen; aber unwandelbar über den Millionen, die vorüberziehen, steht die Gottesidee wie eine Sonne am Himmel der Geister, und immerfort hallt es aus der geschaffenen Brust: Ich bin der Herr, dein Gott!"

III.

Die Offenbarung Gottes durch Jesus Christus.

„Mehrmals und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern durch die Propheten geredet; zuletzt aber hat er in diesen Tagen zu uns durch seinen Sohn geredet."

Hebr. 1, 1.

Schöpfung und Gewissen — dies war der Gegenstand unserer beiden ersten Betrachtungen — offenbaren uns einen allmächtigen, allweisen, einen allwissenden, heiligen und gerechten Gott. Es wird diese Offenbarung die natürliche genannt. Sie ist für jeden erfaßbar, welcher zu denken versteht und guten Willens ist.

Diese natürliche Offenbarung Gottes reicht aber nicht hin, das Denken des Menschen bezüglich des höchsten Wesens und seines Verhältnisses zu ihm und den Willen des Menschen in Ausübung seiner Pflich-

ten gegen Gott, in seinem Thun und Lassen vor Verirrungen zu bewahren. Zeuge hiefür ist die Geschichte der Menschheit. Sie lehrt uns, daß selbst die culturell hoch entwickelten Völker des Alterthums den größten Irrthümern auf religiös sittlichem Gebiete anheim gefallen sind. Es findet sich zwar die Idee der Einen, Alles beherrschenden Gottheit; daneben ist aber der Glaube an Götter allgemein. Und was für Götter! Nicht bloß geringe menschliche Fehler, sondern solche von gröbster Art wie Meineid, Ehebruch, Rachsucht, Mordlust werden ihnen von Homer in seinen sonst unsterblichen Gesängen, sowie von Hesiod in seiner Theogonie zugeschrieben. Darum ist es nicht zum wundern, daß das Laster auf Erden vergöttert wird. Die Unzucht hat allerorts ihren Cultus, nicht bloß in Babel, sondern auch bei den Griechen und Römern.

Wohl sehen wir, wie bereits gesagt, bei diesen Völkern die Religion hoch in Ehren gehalten, und ihre Weisen werden nicht müde, die Tugend als das höchste Gut zu preisen, „als der Sterblichen mühevolles Ziel, als irdischen Trachtens herrlichen Kampfpreis, für deren Schönheit zu sterben des Griechen beneidenswerthes Los sei." Wie kann aber da an wahre sittliche Tugendübung zu denken sein, wo die Vorbilder der Tugend, die Götter, voller Leidenschaften gedacht werden? Was den Göttern erlaubt ist, das muß doch mehr noch den armen Sterblichen erlaubt sein. Dieser Schluß lag gewiß Tausen-

den näher, als die Befolgung der Ethik des edlen Pythagoras.

Wohl ist auch im Heidenthum überall die Rede von Gewissen und Pflichten; wohl findet sich überall der Unterschied zwischen Gut und Bös, Lohn und Strafe im Jenseits; aber in dem, was Gut und Bös sei, gehen die Wege weit auseinander. Gilt doch dem Stoiker auch das Böse als naturgemäß. Wenn die alten Athener dem Minotaurus ihre Kinder opferten, die phönizische und in Folge Abfalls von der wahren Gottesverehrung oft auch die hebräische Mutter ihr Kind auf den glühenden ehernen Armen Baals bei lebendigem Leibe braten sah, wenn Achilles, der kühne Held, der Tapferste unter den Tapfern, den Manen seines von Hektor erschlagenen Waffengefährten Patroklus zwölf trojanische Jünglinge opferte, wenn von andern heidnischen Völkern zur Siegesfeier Hunderte gefangener Feinde an den Altären falscher Götter getödtet wurden, so galt dies alles als etwas sittlich Gutes.

Fragen wir bei den Weisen des Alterthums nach ihren Begriffen von Sittlichkeit, so finden wir neben vielen Goldkörnern die größten Irrthümer. Plato, den man den Göttlichen nannte, lehrt Verachtung der Fremden, rechtfertigt die Trunkenheit bei den Bachusfesten, die Weibergemeinschaft, billigt die Zerstörung des Lebens, noch ehe es die Welt erblickt, die Aussetzung schwächlicher oder überzähliger Kinder und

erklärt es für erlaubt, seinen eigenen Sklaven zu tödten. Dieß Recht maßten sich alle Sklavenbesitzer an. Der Sklave ist Handelswaare und völlig machtlos. Der reiche Römer Lucullus ließ Sklaven mästen, um mit ihnen seine Seefische zu füttern. Aristoteles, der berühmteste Gelehrte der Griechen, vertheidigt ebenfalls die Sklaverei mit den Worten: „Was dem Armen sein Ochse, das ist dem Reichen sein Sklave.“ Auch er erklärt, man müsse, damit in gewissen Fällen die Zahl der Bürger nicht zu groß werde, das keimende Leben ertödten und schwache und gebrechliche Kinder aussetzen. Sogar der Weiseste der Weisen, Sokrates, huldigte in Betreff der Sittlichkeit sehr laxen Ansichten. Aristipus und Zeno von Citium empfehlen den Selbstmord; ebenso Cicero, der gefeierte Redner und Staatsmann und mit ihm der weise Seneca. Unter den Stoikern gab es solche, welche lehrten, man dürfe Beleidigungen niemals verzeihen, weil Milde nur die Ohnmacht des Geistes bekunde. Rechnen wir zu diesen Ansichten berühmter Männer die durch's ganze Heidenthum wahrnehmbare Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, die Vielweiberei und die Ehescheidung, rechnen wir hiezu die nicht näher anzuführenden Gräuel der Unzucht, wovon die Wände des Elephantentempels zu Ephora ebenso Zeugniß geben als die Wände von Pompei, so haben wir, denke ich, ein vollgiltiges Zeugniß der Geschichte dafür, daß die natürliche Gotteserkenntniß allein die Men-

schen vor groben Verirrungen nicht zu bewahren vermag.

Die natürliche Gotteserkenntniß reicht ferners nicht hin, dem denkenden Menschen über die Fragen Aufschluß zu geben: Woher und warum das Böse in der Welt, woher das Gefühl des Sollens und dabei der Hang zum Bösen, vor dessen Allgemeinheit ja auch die Weisen der Heidenwelt wie vor einem nicht zu lösenden Räthsel standen? Woher das Schuldbewußtsein? Woher das Verlangen nach Sühne? Woher der Schmerz, das Leiden? Was ist denn der Zweck, das Ziel unseres Erdendaseins? Wohl hat auch das klassische Alterthum die Antwort auf die Frage, was denn der Zweck des Lebens sei, versucht; allein, wer verkennt heutzutage noch, daß weder die verzweifelte Resignation der Stoiker, deren letztes Mittel der Selbstmord war, noch die Epikuräer, die den Zweck des Daseins in klug berechneter Sinnlichkeit fanden, das Menschenherz zu befriedigen vermochten? Und doch sind alle diese Fragen so unendlich wichtig, da die rechte Beantwortung derselben allein uns über unser Dasein beruhigt, insbesondere in den verschiedenen trüben Stunden des Lebens, die ja keinem Sterblichen erspart bleiben, und von der rechten Antwort auf diese Fragen die rechte Einrichtung unseres sittlichen Lebens abhängt. Denn nur die rechte Antwort zeigt den rechten Weg auf den vielen Irrpfaden und verleiht den festen Halt in den Wogen und Fluthen so vieler Meinungen und Strebungen,

indem sie dasjenige in unvertilgbaren Lettern uns vor Augen hält, was unser Wille mit aller Kraft anzustreben hat, wenn er Ruhe und Frieden finden will.

Die Vernunft allein hat diese großen Welträthsel nie gelöst und wird sie nie lösen können. Zwar wollen uns die modernen Weisen dieser Welt bezüglich dieser Fragen auf eine Religion der Zukunft verweisen, welche einst die sichere Antwort darauf in der Uebereinstimmung der Weisesten geben werde, wie dies bezüglich vieler naturwissenschaftlicher Fragen, welche das Alterthum auch nicht beantworten konnte, ja jetzt schon der Fall sei. Allein die naturwissenschaftlichen Fragen, über deren Beantwortung unser Jahrhundert so stolz ist, obwohl manche dieser Antworten Behauptungen sind (Hypothesen), worüber die Nachwelt auch lächeln wird, wie wir heutzutage über den Stein der Weisen oder über das Phlogiston lächeln, hat das Alterthum gar nicht gestellt, wohl aber die oben genannten religiösen Fragen. Gerade der Umstand aber, daß diese so wichtigen Fragen durch Jahrhunderte und Jahrtausende herauf nicht beantwortet werden konnten, daß insbesondere die Geschichte des Heidenthums als die Geschichte eines stetigen Niedergangs statt Fortschritts in der religiösen Erkenntniß sich ausweist, ist uns ein vollgiltiger Beweis, daß die Beantwortung derselben der bloßen Menschenvernunft auch für die Zukunft versagt ist. Soll ihr hierin Klarheit werden,

so bedarf sie eines höhern Lichtes, einer höheren Offenbarung als der bloß natürlichen in Schöpfung und Gewissen. Die Sehnsucht nach einer solchen Offenbarung gibt sich in den Worten Plato's kund: „Die Verehrung und Liebe gegen Gott kann sich der Mensch zwar zu eigen machen, aber nur, wenn sie ihm Jemand lehrt. Niemand wird sie ihm aber zu lehren vermögen, wenn ihm nicht ein Gott beisteht!“ oder in dem schönen Ausspruch des Jamblichius, eines Schülers des Pythagoras: „Es ist klar, daß man thun muß, was Gott wohlgefällig ist; aber dieses zu wissen, ist nicht leicht, es sei denn, daß Jemand von einem Solchen, der Gott gehört, oder von Gott selbst es gehört habe.“ Wer kann es läugnen, daß in diesen Worten alter Denker das Bedürfniß des menschlichen Geistes nach einer höheren als bloß natürlichen Offenbarung in der Schöpfung und in dem Gewissen, nach einer übernatürlichen Offenbarung Gottes sich ausspricht? Wer aber, der gesunden Verstandes ist, möchte weiter läugnen, daß Gott, den wir uns im Gegensatz zu unserer menschlichen Unvollkommenheit und Beschränktheit als das absolut vollkommenste Wesen denken, in noch höherer, vollkommenerer Weise sich offenbaren kann, als dieses durch die natürliche Offenbarung geschieht, wobei es selbstverständlich ihm überlassen sein muß, was er uns offenbaren will, und auf welche Weise diese Offenbarung uns zu Theil werden soll. Ich meine, dieß sei ebenso zweifellos, als daß eine solche

Offenbarung für die Menschen ein hohes Gut sei und für die nach Wahrheit dürstende Menschenseele als ein unschätzbarer Gewinn betrachtet werden müsse. Steht aber einmal eine solche Offenbarung Gottes fest, so müssen wir es auch ganz zutreffend finden, daß dieselbe uns Geheimnisse mittheilt, die über das Stückwerk menschlicher Vorstellungen erhaben sind. Finden wir uns ja in der Welt um uns und in uns von Geheimnissen umgeben, die einem großen Naturforscher unserer Tage das Geständniß abgenötigt haben: „Ignoramus et ignorabimus“; wir wissen sie nicht zu erklären und werden sie nie zu erklären wissen. Dieß gilt z. B., um nur Eines anzuführen, von der Brücke, die von der Sinnesempfindung zum Bewußtsein führt. Eine solche Offenbarung ermöglicht es, daß auch jene religiös-sittlichen Wahrheiten, welche der bloßen menschlichen Vernunft nicht unzugänglich sind, von Allen, also auch von jenen mit vieler Arbeit geplagten Menschenkindern, die weder Zeit noch Fähigkeit zum gelehrten Forschen haben, mit Leichtigkeit und Gewißheit und ohne Beimischung von Irrthum erkannt werden können, da durch Nachdenken allein ja nur die Denker, also nur wenige der gebrechlichen Sterblichen und diese nicht irrthumslos zu diesen Wahrheiten gelangen würden, deren Geltendmachung wiederum verschiedenen Zweifeln und Widersprüchen von Seite ihrer minder begabten Mitmenschen begegnen würde.

Steht es nun auch unzweifelhaft für uns fest, daß Gott sich uns in übernatürlicher Weise offenbaren kann, so reiht sich an diese Gewißheit die wichtige Frage: Hat sich uns Gott in dieser Weise geoffenbart, und können wir diese Offenbarung mit vernünftiger Gewißheit erkennen?

Die Antwort darauf lautet: „Ja!"

Wie die Geschichte uns seit Jahrhunderten über das Leben und die Thaten vieler großer und berühmter Männer berichtet, so steht auf ihren Blättern auch verzeichnet, daß vor mehr als 1800 Jahren in Palästina ein Mann aufgetreten sei, namens Jesus, aus Nazareth, einem kleinen Städtchen in der galiläischen Provinz genannten Landes, mit dessen Leben und Wirken vor und nach ihm nichts anderes verglichen werden kann. Die Geschichte zeichnet uns in ihm nicht nur ein Bild erhabener Tugenden des Geistes und Herzens, sondern sie zeigt ihn uns in einem Glanz von Tugenden, wie wir sie uns vollkommener gar nicht zu denken vermögen, so daß auch seine Feinde — und er hatte deren viele — seine mackellose Reinheit in keinem Punkte anzutasten vermochten.

Er ist die Idealgestalt der Wahrheit, der Güte, der Schönheit; er ist die Idealgestalt, die seit 2000 Jahren das unerreichte Vorbild der Menschen aller Lebensalter, aller Stände, aller Nationen, in allen

Lagen des Lebens geblieben ist und, wie man mit unumstößlicher Gewißheit sagen kann, auch bleiben wird.

Wie Jesus lebte, hat noch nie vor ihm und nach ihm ein Mensch gelebt. Alles an ihm ist so ächt menschlich und doch wieder über alles Menschliche so erhaben. Nicht ein Schatten einer Unvollkommenheit, einer menschlichen Schwäche ist an ihm zu entdecken. Er allein steht in der Weltgeschichte im Lichte vollkommener Sündenlosigkeit vor uns. Er allein konnte deßhalb an seine Feinde die Frage stellen: „Wer unter euch kann mich einer Sünde überführen?“ Wir finden in ihm nicht nur alle erdenklichen Tugenden vereint, sondern, wie bereits gesagt, diese Tugenden in erhabenster Vollkommenheit. Welche innige Liebe trug er gegen alle Menschen in seinem Herzen, insbesondere gegen die Kinder, gegen die Armen, die Kranken, gegen die Sünder! War ein Elend noch so groß, wie bereit war er zur Hilfe, und war der Sündenabgrund noch so tief, wie barmherzig stieg er in die Tiefe, um der reuigen, nach Frieden dürstenden Seele seine rettende Hand entgegenzureichen! Neben dem tiefsten Ernst, wenn es Gottes Ehre, oder dem Heile des Nächsten galt, zeigt er die größte Milde, neben heiligem Erzürnen die größte Sanftmuth, neben aller Hoheit seines ganzen Wesens die unvergleichlichste Demuth. Für Petrus, der ihn verläugnete, hat er nur einen schmerzlichen Blick, für den Verräther Judas einen liebe-

vollen Vorwurf, für die Verläumdung vor dem hohen Rath Schweigen, für den frechen Faustschlag die sanfte Frage: „Wenn ich recht geredet habe, warum schlägst du mich?"

Wie Jesus lehrte, hat noch nie vor ihm und nach ihm ein Mensch gelehrt. Wo finden sich sittliche Vorschriften von solcher Schönheit, wie sie gegründet auf das Fundament der Gottes- und Nächstenliebe dem Munde Jesu in seiner Bergpredigt, in seinen Parabeln und Gleichnissen entströmten? Alles Große und Heilige, das wir seit dem Erscheinen Christi in der Welt bewundern, ist aus der Befolgung dieser Lehren und Vorschriften hervorgegangen.

Wie Jesus gestorben ist, ist noch kein Mensch vor ihm und nach ihm in den Tod gegangen. In den bangen Stunden, in denen er mit seinem vorher schon zerschlagenen Leib, mit der Dornenkrone auf dem Haupt am Kreuze hing, in jenen bangen Stunden, da der Schmerz durch die Wunden immer größer wurde, da zu der leiblichen Qual des Durstes auch noch die innere Verlassenheit kam, hatte er noch Worte der Vergebung für den reuigen Sünder, da trifft der milde, tröstende Blick aus den mit Blut benetzten Augen die Mutter, da hat er für den Spott und die Lästerworte der fanatischen Menge den Liebesruf: „Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Die vorchristliche Geschichte erzählt uns, mit welcher Resignation, mit welch' heiterer Seelenruhe der Weiseste der Griechen, Sokrates, dem ungerechter Weise über ihn verhängten Tod entgegengesehen habe; allein wenn man dessen Lebensende mit dem Opfertod Jesu verglichen hat, so hätte dieß, sagt Döllinger, schon darum nicht unternommen werden sollen, weil die Verschiedenheit und die Contraste zwischen beiden Ereignissen viel stärker und tiefer greifend sind als die blos an der Oberfläche liegenden Aehnlichkeiten.

So wie Jesus ist kein Mensch von der Welt geschieden.

„Alles recht und wahr," wendet hier der rationalistische Unglaube ein; „das erkennen wir auch an, daß Jesus von Nazareth als Mensch unerreicht dasteht, daß er das Humanitätsideal für alle Zeiten ist und bleiben wird. Wir anerkennen ja gern mit einem unserer Meister, Diderot, daß es keine Erzählung gibt, die so einfach und zugleich so erhaben ist wie der Bericht über das Leiden und den Tod Jesu, und keine, die einen so starken und allgemeinen Eindruck macht. Darum braucht Jesus aber doch nicht zum Gott gemacht zu werden."

„Aber," antworten wir, „Jesus ist nie und nirgends zum Gott gemacht worden; er hat selbst und oft und in feierlicher Weise erklärt, daß er

Gottes einziger und ewiger, Gottes wesensgleicher Sohn sei. „So sehr," sagt Jesus einmal, „hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab, daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Ein weiteres Selbstzeugniß Jesu lautet: „Ich und der Vater sind Eins." Daß die Juden, zu welchen Jesus dieß letztere Wort in der Halle Salomons im Vorhof der Heiden gesprochen, das Einssein mit dem Vater als Wesenseinheit auffaßten, beweist der Umstand, daß sie ihn steinigen wollten, weil er sich, wie sie ihm in ihrer Verblendung vorwarfen, zum Gott mache. „Ich und der Vater sind Eins." Ein weiteres Zeugniß von seiner Gottheit gibt Jesus, wenn er sagt: „Der Vater ist in mir und ich im Vater." „Wer mich sieht, sieht den Vater." „Ehe Abraham war, bin ich." „Verherrliche mich, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei dir gehabt, bevor die Welt war!" „Gleichwie der Vater Todte erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, wen er will." Jesus legt sich also göttliche Eigenschaften bei und fordert Glauben an ihn als den Sohn Gottes. Er verlangt, daß man ihn ehre, wie man den Vater ehre, daß man auf seine Verheissungen hoffe, daß man in seinem Namen bete, und verspricht diesem Gebete Erhörung. Er verkündet, daß einst die Todten in den Gräbern seine

Stimme hören und auferstehen werden, und daß er nach der allgemeinen Auferstehung auf den Wolken des Himmels kommen werde, um Gericht zu halten über die zum unvergänglichen Leben erstandene Menschheit. „Es werden Zeichen sein an der Sonne, an dem Mond und an den Sternen und auf Erden Angst der Völker bei den Schrecknissen des tobenden Meeres und der Fluthen. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen werden über die ganze Erde; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Und alsdann wird am Himmel das Zeichen des Menschensohnes erscheinen, und es werden jammern alle Geschlechter der Erde. Und sie werden kommen sehen den Menschensohn auf den Wolken des Himmels mit Macht und Herrlichkeit." „Wann des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden, gleichwie der Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. . . Dann wird er zu denen, die zu seiner Rechten sein werden, sagen: Kommet ihr Gesegneten meines Vaters, besitzet das Reich, das euch bereitet ist seit Grundlegung der Welt! . . . Dann wird er zu denen, die zur Linken sein werden, sagen: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet worden ist dem Teufel und seinen Engeln! . . . Und sie werden eingehen

zur ewigen Strafe, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Solche Dinge hat noch nie ein Mensch von sich ausgesagt; solches könnte ein bloßer Mensch nicht von sich aussagen, ohne fürchten zu müssen, für wahnwitzig gehalten zu werden. Keiner der menschlichen Religionsstifter hat sich je göttliches Wesen, göttliche Eigenschaften zugeschrieben. Wenn es hoch ging, nannten sie sich, wie z. B. Muhamed, Propheten Gottes. Wenn die Buddhisten in ihrem Buddha die incarnirte Gottheit verehren, so ist hier in der That dieser Religionsstifter von den Anhängern seiner Lehre zum Gott gemacht worden, während ihm selbst nie auch nur der Gedanke kam, sich für ein göttliches Wesen auszugeben. Jesus von Nazareth allein ist es, der sich den ewigen, wesensgleichen Sohn Gottes nennt. Und es ist in Wahrheit ein göttliches Selbstbewußtsein, das aus den Reden Jesu hervorleuchtet, ein göttliches Bewußtsein, welchem er in der schwersten Stunde, da er seinen nahen Tod vor sich sah, vor dem hohen Rath in feierlichster Weise Ausdruck verliehen hat. Auf die Frage des Hohenpriesters: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus bist, der Sohn Gottes," erfolgte aus Jesu Mund die Antwort: „Du hast es gesagt." Zudem sage ich euch: „Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen sehen und kommend auf den Wolken des Himmels."

So zeigt uns denn Alles, was wir an Jesu Persönlichkeit betrachten oder aus seinem Munde vernehmen, so Erhabenes, so Unvergleichliches, so Uebermenschliches, daß wir schon auf Grund dieser Erscheinungen uns sagen müssen, was der römische Hauptmann unter dem Kreuze laut gerufen: „Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn!“

IV.

Die Gottheit Jesu bestätigt durch seine Wunder und Weissagungen.

„Ein Gedächtniß stiftete er in seinen Wundern."

Ps. 111, 2.

Wenn Jesus von Nazareth Gottes Sohn ist, wie er selbst von sich behauptet, so ist seine Lehre göttliche Lehre, göttliche Offenbarung, und wir schulden ihr Glauben, wenn sie auch Geheimnisse enthält, die über unser menschliches Vorstellen erhaben sind.

Hat schon Christi ganze Persönlichkeit, seine Lehre, sein Leben, sein Leiden und Sterben uns gezeigt, daß wir es bei Jesus mit Unvergleichlichem, Uebermenschlichem zu thun haben, so wollen wir nunmehr weiters nach jenen Zeugnissen uns umsehen, die von jeher als die stärksten galten, nach Zeugnissen, die mit unumstößlicher Gewißheit darthun, daß die Aussage Jesu von seiner Gottheit auf

Wahrheit beruhe. Diese Zeugnisse sind seine Wunder und Weissagungen.

Wir Menschen wundern uns oder sind erstaunt, wenn wir irgend etwas sich ereignen sehen, dessen Ursache uns unbekannt ist. Allein weitaus nicht Alles, was dem Menschen, insbesondere auch nach seinem Bildungsstandpunkt, wunderbar vorkommt, ist ein Wunder.

Ein wirkliches Wunder kann und darf nur eine solche sinnenfällige Erscheinung genannt werden, die aus natürlichen Ursachen nie und nimmer erklärt werden kann.

Wenn wir auch nicht immer sagen können, wie weit natürliche Kräfte zu wirken vermögen, so können wir doch mit zweifelloser Gewißheit einsehen, wie weit sie nicht zu wirken im Stande sind.

Wenn ein Blindgeborener plötzlich sehend wird, wenn ein seit Jahren gichtkranker Mann plötzlich gehen kann, wenn ein mit der schrecklichen Krankheit des Aussatzes behafteter Mensch in einem Augenblick rein wird, wenn der Sturm auf der See auf ein Wort hin aufhört, wenn Wasser zu Wein wird und das Brod unter den austheilenden Händen sich vermehrt, wenn Todte auf den Befehl: „Steh auf!" zum Leben erwachen, so sind dieß solche Ereignisse, welche aus dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht erklärt werden können. Sie setzen eine höhere, sie setzen Gottes Macht voraus, welche, weil sie Alles geschaffen, geordnet, erhält und leitet, auch solche

Ausnahmen von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge herbeizuführen vermag, vielmehr, wie alle künftigen Ereignisse, so auch diese Ausnahmen von Ewigkeit in den göttlichen Weltplan mit aufgenommen hat.

Diese ewige Voraussicht und Vorausbestimmung des allwissenden Gottes beseitigt deßhalb den vom Unglauben oft gemachten Einwand, Gott corrigire seine Gesetze, wenn er Wunder wirke. Die Möglichkeit der Wunder läugnen heißt die Macht des Schöpfers über seine Schöpfung läugnen.

Ist ja auch der Mensch im Stande, in mancher Hinsicht in den gewöhnlichen Gang der Erscheinungen mächtig einzugreifen. Er vermag die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen und zu den staunenswürdigsten Leistungen zu verwenden, zu denen sie durch sich selbst nie sich erhoben hätten. Ich darf hier ja nur die Namen Mechanik, Optik, Magnetismus, Elektrizität nennen. Tausende von Jahren sind vergangen, und keine Seele hat geahnt, daß die Thonerde ein Metall in sich birgt, das Aluminium, das man heutzutage bereits das Metall der Zukunft nennt, oder geahnt, daß der Kalk das Calcium, die Pottasche das Kalium, die Soda das Natrium enthält, in der Bitterde das Magnesium mit seinem wahrhaft wundervollen Lichtglanz bei der Verbrennung sich findet. Diese sämmtlichen Metalle kommen nie und nirgends in reinem Zustande vor. Was die Natur verborgen, zwingt der Mensch sie zu ent-

hüllen. Gold, Silber und Quecksilber finden sich niemals in der Natur mit Sauerstoff verbunden. Der Mensch hat es in seiner Gewalt, hier ein Naturgesetz aufzuheben und sie zu dieser Verbindung zu zwingen, und wiederum genügt ein Stoß, um die nur ungern vereinten Elemente unter Knall zu trennen. Es gilt auch als etwas ganz Natürliches, daß Feuer unter Wasser nicht zu brennen vermag. Lege ich aber ein Stück Phosphor in's tiefste Wasser und leite einen Strom von Sauerstoffgas auf dasselbe, so habe ich augenblicklich die schönste Flamme unter der mächtigen Wassersäule.

Wie hemmend oder beschleunigend vermag der Arzt auf den Organismus einzuwirken!

In den Erscheinungen des Hypnotismus ist die physische Macht eines Menschen von geradezu wunderbarem Einfluß auf den Organismus seines Mitmenschen.

Wenn aber der Mensch im Stande ist, zwingende Veränderungen in der anorganischen und organischen Welt zu veranlassen, sollte dann Gott machtlos seiner Schöpfung gegenüber stehen, weil dieß ein hochmüthiger Unglaube so haben will? Nein, tausendmal nein! Gerade das Wunder ist die ergreifendste Offenbarung der Macht Gottes über die Natur, ihrer Abhängigkeit von ihm, ihrem Schöpfer und Erhalter, seiner unbeschränkten Herrschaft über die Geschöpfe und seiner unbegrenzten Freiheit. Könnte Gott kein Wunder wirken, dann

wäre die Schöpfung nicht ihm unterworfen, sondern Gott der Schöpfung; dann wären die geschaffenen Dinge nicht von ihm abhängig, sondern er von ihnen.

Die Wunder, die Jesus gewirkt hat, sind es deßhalb, auf welche hin er Glauben an seine göttliche Sendung verlangt. Schon zu den Jüngern des Täufers sprach er: „Gehet hin und saget dem Johannes, was ihr gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören, Aussätzige werden rein, Todte stehen auf." Ein andermal: „Gleichwie der Vater Todte erweckt und lebendig macht, so macht der Sohn lebendig, wen er will, damit alle den Sohn ehren." Ehe Jesus den Lazarus, der bereits am vierten Tage im Grabe lag, erweckte, erklärte er vor der zahlreichen Umgebung feierlich, es geschehe, damit der Sohn verherrlicht werde und das Volk glaube, daß er vom Vater gesandt sei.

Diese Wunder Jesu, die er kraft eigener Macht wirkte — „Ich will," sprach er zum Aussätzigen, „sei rein!" „Jüngling, ich sage dir, steh' auf!" — sind beglaubigt durch zahlreiche Zeugen; denn nicht im Geheimen, nein, offen, vor vielem Volk und oft, wie bei den zehn Aussätzigen, an mehreren zugleich hat Jesus sie gewirkt. Selbst seine Feinde konnten nicht läugnen, daß er große Zeichen und Wunder vollbringe. Nach der Auferweckung des Lazarus berief der Hohepriester den hohen Rath zu einer ausser-

ordentlichen Sitzung und stellte an denselben die Frage: „Was thun wir, da dieser Mensch so viele Wunder thut?“ Seine Jünger, die allzeit um ihn waren, haben nach seinem Hingang zum Vater seine Wunder als Augenzeugen verkündet, darunter insbesondere die letzten und größten Wunder, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt. „Das, was wir mit unseren Augen geschaut,“ schreibt der Lieblingsjünger Jesu, „was wir mit unseren Händen getastet haben an Jesus, dem Worte des Lebens, wir bezeugen und wir verkünden es.“ Daß die Jünger nicht leichtgläubig gewesen, beweist uns das Verhalten des zweifelnden Thomas. Wo aber wäre ein Mensch, welcher die Behauptung, er habe etwas mit eigenen Augen gesehen, was er doch nicht gesehen hat, mit seinem eigenen Leben bezahlen möchte? Das blutige Martyrium der Apostel bürgt uns mehr als Alles für die Wahrheit ihres Zeugnisses von Jesu Lehre und Wunder.

Die Wunder Jesu sind darum die größte Beglaubigung seiner göttlichen Sendung. „Ich muß die Werke dessen wirken,“ sagte Jesus selbst von sich, „der mich gesandt hat.“ Wie hätte auch ohne Wunder die Welt voll Abgötterei, Sinnengenuß und Lasterhaftigkeit zu einer Religion sich bekehrt, die ein Gekreuzigter gelehrt, die arme Fischer aus Galiläa verkündeten, zu einer Religion, welche nicht wie der Götterglaube der Sinnlichkeit schmeichelte, sondern Entsagung, Opfermuth verlangte und zu schweren

sittlichen Vorschriften verpflichtete? Ohne Wunder wäre die Religion Jesu den Juden ein immerwährendes Aergerniß, den Heiden eine fortwährende Thorheit geblieben. Das Wunder ist die verständlichste Sprache Gottes für die Menschen aller Stände, Orte und Zeiten. Die göttliche That des Wunders besiegelt die göttliche Lehre. Der Apostel Paulus nennt deßhalb auch das Wunder einen Nachweis der Kraft Gottes.

Diese Kraft ward auch den Aposteln verliehen. Sie wirkten Wunder im Namen Jesu. Dadurch bestätigten sie die Wahrheit der Wunder Christi, auf welche sie in ihren Schriften ja immer hinweisen, insbesondere das Wunder der Auferstehung Jesu. Wenn Jesus durch seine Apostel Wunder wirkt, so kann er nicht die Welt durch ein Erwachen aus dem Scheintod betrogen haben, so kann er aber auch nicht todt geblieben sein; denn Todte wirken nichts mehr. Was er von seiner Auferstehung sagt, muß wahr sein; er muß leben und Gewalt haben im Himmel und auf Erden. Der größte christliche Denker, Augustinus, hat für die Läugner der Wunder Jesu die treffende Antwort, daß, wenn die Welt den Aposteln ohne die Wunder geglaubt hätte, dieß das größte Wunder wäre, daß ihnen der Erdkreis ohne irgend ein Wunder Glauben geschenkt hat. Italien's größter Dichter hat sich diesen Gedanken angeeignet, wenn er in seiner unsterblichen Commedia sich also äussert:

Se il mondo si revolse al Cristianesmo,
Diss' io, senza miracoli, quest' uno
È tal, che gli altri non sono il centesmo.

Wenn ohne Wunder die Welt zum Christenthum sich bekehrt hätte, so wäre dieß Eine von größerer Beweiskraft für die Wahrheit als hundert andere Wunder.

Da nun alle Wunder Jesu durch eine Wolke von Zeugnissen für Jeden beglaubigt sind, der nicht bösen Willens ist, da der große Wunderthäter, der sich zum Zeugniß für die Wahrheit seiner Lehren auf seine Wunder berief, als erhabenste Persönlichkeit der Weltgeschichte vor uns steht, da seine Wunder nicht zur Befriedigung der Schaulust, wie es Herodes erwartete, sondern zur Ehre Gottes und Ausbreitung des Reiches Gottes von Jesus gewirkt wurden, da durch die Lehre Jesu, für deren Wahrheit die Wunder von so großer Beweiskraft sind, die Welt umgestaltet, veredelt und geheiligt wurde, so sind sie uns ein vollgiltiges Zeugniß für die Wahrheit unseres Glaubens an die Gottheit Jesu Christi.

Unser christlicher Glaube ist kein blinder Glaube, sondern beruht auf solchen Thatsachen, die uns in ihm eine Offenbarung Gottes erkennen lassen.

Solche Thatsachen für die Gottheit Christi sind ausser den Wundern die in Erfüllung gegangenen Weissagungen Jesu.

Unter Weissagung versteht man die Vorherverkündigung solcher künftiger Ereignisse, welche in

natürlicher Weise nie und nimmer vorhergesehen werden können, Ereignisse, welche ein übernatürliches, also göttliches Vorherwissen zur Voraussetzung haben. Wie das Wunder ein Zeichen göttlicher Allmacht ist, so die Weissagung ein Zeichen göttlicher Allwissenheit.

Jesus hat Ereignisse vorhergesagt, die unter den Augen der Apostel sich erfüllten; so die Prophezie seines Leidens und Sterbens, seiner Auferstehung am dritten Tage nach seinem Tode, des Verrathes des Judas, der Verläugnung Petri, des Aergernisses, das alle Jünger an seiner Erniedrigung nehmen werden, der Sendung des von ihm verheissenen heiligen Geistes. Andere dieser Weissagungen haben im Laufe der spätern Zeit sich erfüllt; so die Prophezie von der Zerstörung Jerusalems, der Ausbreitung seiner Lehre unter den Völkern der Erde, der fortwährenden Dauer seiner Kirche trotz aller Verfolgungen, welche über sie hereinbrechen würden.

Bei all diesen Weissagungen handelt es sich nicht um dunkle oder zweideutige Orakelsprüche wie im Tempel zu Delphi, sondern um ganz bestimmte, klare Thatsachen, welche Jesus mit dem nämlichen göttlichen Selbstbewußtsein, mit derselben erhabenen Ruhe und Zuversicht verkündet, mit welcher er seine Wunder gewirkt hat.

Wie die Wunder, so stehen auch die Weissagungen Christi in innigster Beziehung zu dem

Reiche Gottes, das er auf Erden stiften wollte, zu dem religiösen und sittlichen Leben der Menschheit.

Wenn nämlich Jesus in seinen Wundern und Weissagungen seine göttliche Allmacht, seine göttliche Allwissenheit offenbart, so ist seine Lehre, die uns aufklären will über den Zweck unseres Daseins, über unser Verhältniß zu Gott und unsern Mitmenschen, über unser Endziel, göttliche Lehre. Deßhalb besteht aber auch für uns Menschen, um derentwillen ja der ewige Gottessohn — wie er selbst bezeugt — in die Welt gekommen ist, die strenge Pflicht, diese seine Lehren gläubig hinzunehmen und seine Vorschriften zu befolgen. Der Unglaube findet keine Entschuldigung. „Wer nicht glaubt," sagt Jesus, „wird verdammt werden, weil er nicht glaubt an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes." Hätte diese Worte ein bloßer Mensch gesprochen, es wären anmassende, thörichte, es wären lächerliche Worte. Im Munde des Gottessohnes sind sie von furchtbar ernster Bedeutung.

Als Jesus die Jünger einmal fragte: „Für wen haltet ihr mich?", da antwortete Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Und Jesus preist den Jünger selig ob dieses Bekenntnisses. Du bist Christus der Sohn Gottes! Das ist das Glaubensbekenntniß von Millionen und Millionen von Christen gewesen, die vor uns gelebt haben,

das Bekenntniß von Millionen, die gegenwärtig mit uns leben.

In diesem Glauben sind die Apostel über Länder und Meere gezogen, um die Völker zu lehren und zu taufen. In diesem Glauben zogen und ziehen auch heute noch die Missionäre über Land und Meer, um das Licht des Evangeliums denen zu bringen, die noch in Finsternissen sind und Todesschatten. In diesem Glauben haben die Apostel und die Blutzeugen durch alle Jahrhunderte herauf standhaft und freudig ihr Leben hingegeben. Dieser Glaube allein hat einen Franz von Assisi, einen Vinzenz von Paul, einen Carl Borromäus, einen Aloisius von Gonzaga hervorgebracht. Dieser Glaube allein ist es, welcher in zarten Jungfrauen den Entschluß hervorgerufen, als Engel der Barmherzigkeit durch ein meistens kurz zugemessenes Leben zu wandeln. Dieser Glaube allein hat die Ehe geheiligt und dem im Heidenthum so sehr zurückgesetzten Weibe eine ebenbürtige Stelle an der Seite ihres christlichen Gemahls geschaffen. Von diesem Glauben erzählen die christlichen Gotteshäuser in ihrer Herrlichkeit, erzählt die Kunst in Skulptur und Malerei, erzählen die Hymnen und Lieder begeisterter Dichter.

Wenn wir Dieß alles bedenken, und wenn wir uns in diesem Augenblicke nochmal in Erinnerung rufen, was über die Persönlichkeit, über das Leben,

die Lehre, über das Leiden und Sterben Christi, über dessen Wunder und Weissagungen an den Augen unseres betrachtenden Geistes vorübergezogen ist, dann stimmen wir gewiß mit freudiger Ueberzeugung ein in den Glaubensruf des Apostels: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Du hast Worte des ewigen Lebens.“

V.

Die Gottheit Jesu bestätigt durch die Prophezien des Alten Bundes.

„Ihr forschet in den Schriften; sie sind es, die Zeugniß geben über mich."

Joh. 3, 39.

Die Welt um uns und über uns und das Gewissen in uns verkünden das Dasein eines allmächtigen, allweisen, eines allwissenden, heiligen und gerechten Gottes. Dieser unser Herr und Gott hat aber nicht bloß durch Weltall und Gewissen sich geoffenbart, er hat zur Belehrung über den Zweck unseres Daseins und zur Kundgabe seines heiligen Willens seinen ihm wesensgleichen Sohn in die Welt gesandt. Dessen Leben, dessen Lehren, dessen Wunder und Weissagungen als eben so viele Zeugnisse für seine Gottheit haben uns in den letzten Betrachtungen beschäftigt.

Mit diesen Zeugnissen ist aber der Beweis für die Gottheit Christi noch nicht erschöpft.

Jesus Christus ist nämlich nicht unvermuthet, nicht ungeahnt in der Welt erschienen. Sein Kommen und die nähern Umstände seines Lebens und ganz bestimmte, von ihm gewirkte Wunder sind viele Hunderte von Jahren vor seiner Ankunft verkündet worden.

Die Juden besitzen ihre bekannten, uralten heiligen Bücher, über deren Reinbewahrung vor fälschlichen Einschaltungen sie von jeher mit der allerängstlichsten Sorgfalt gewacht haben. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, der im Jahre 38 n. Ch. in Jerusalem geboren wurde, macht über diese Bücher folgende Bemerkung: Niemand hat, obschon so lange Zeit verflossen ist, — seitdem nämlich schon damals diese Bücher existirten, — sich erdreistet, diesen Büchern etwas hinzuzusetzen oder etwas in ihnen auszutilgen oder zu verändern; denn es ist allen Juden gleichsam angeboren, diese Bücher für göttliche Aussprüche zu halten, bei denselben standhaft zu verharren und für sie, wenn es gefordert würde, freudig zu sterben.

Diese heiligen Bücher erzählen uns auf ihren ersten Blättern von der Schöpfung und allmähligen Ausgestaltung der Welt durch den allmächtigen Schöpfer. Sinnig und dem Menschen zum Vorbild wird dieses Schaffen Gottes als Arbeit und die

Dauer dieser Arbeit vom Entstehen bis zur Vollendung des Weltalls als Arbeitswoche bezeichnet, während der siebente Tag der Ruhe geweiht ist. Als letztes Glied dieser Schöpfung wird der Mensch von Gott in's Dasein gerufen. Sein Leib ist aus feuchter Erde, d. i. aus den nämlichen Urstoffen oder Elementen gebildet, die wir in den Gebilden des Mineral-, Pflanzen- und Thierreiches antreffen, z. B. Kohlenstoff, Calcium, Phosphor, Schwefel, Eisen u. s. w. Diesem Leib wurde von Gott eine unsterbliche, mit Vernunft und freiem Willen begabte, also Gott ähnliche Seele anerschaffen und dadurch der Mensch zum bevorzugtesten aller irdischen Geschöpfe, zum König der Schöpfung gemacht.

Der Stammvater des Menschengeschlechtes, Adam, genoß mit der von Gott erschaffenen Stammmutter desselben so lange ungetrübtes, paradiesisches Glück, bis beide der Mißbrauch ihrer Freiheit, zu welchem ein gefallener Engel sie verleitete, sie dieser Glückseligkeit verlustig machte. Die Strafe, welche sie für den Ungehorsam gegen Gottes Gebot getroffen, leibliches und geistiges Elend, ging als Erbschuld auch auf ihre Nachkommen über.

So lösen uns diese heiligen Bücher die Räthsel des Lebens, deren Enträthselung menschliche Weisheit in der heidnischen Vorzeit vergeblich versucht hat.

Neben dem beklagenswerthen Abfall der Menschen von Gott erzählen uns die genannten heiligen

Schriften aber auch von dem Erbarmen Gottes mit dem gefallenen Menschenpaar und der aus diesem Erbarmen entspringenden Verheißung eines Erlösers der Menschheit, eines Versöhners derselben mit dem beleidigten Gott.

Die heiligen Schriften erzählen uns weiter, wie die Menschen uneingedenk der von den Stammeltern erhaltenen Uroffenbarung die Erde mit Missethaten befleckten, des von Seite Gottes drohenden Strafgerichtes spotteten; wie dann durch die große Wasserfluth das ganze sündige Geschlecht bis auf Noah und seine Familie vertilgt wurde, letzterer aber der Stammvater eines neuen Menschengeschlechts wurde, das ebenfalls bald seines Gottes vergaß und in Unglaube, Aberglaube und Sittenlosigkeit zu versinken drohte. Da rief Gott Abraham aus Ur in Chaldäa nach Kanaan und machte ihn zum Stammvater eines kleinen, aber in der Weltgeschichte überaus wichtigen Volkes und gab ihm das Versprechen, daß in ihm alle Völker der Erde gesegnet sein sollten. Diesem Volke wurde eine besondere Offenbarung Gottes in seinen Patriarchen und Propheten zu Theil. Es sollte der Hüter dieser Offenbarung sein. Neben den ihm von Gott verliehenen religiösen, liturgischen und politischen Gesetzen — darunter insbesondere dem ewig giltigen Dekalog — wurde ihm die nach dem Sündenfall geschehene Verheißung des künftigen Erlösers in immer klareren Zügen gezeichnet. Durch die ganze Ge-

schichte dieses Volkes zieht sich deßhalb wie ein goldener Faden die Sehnsucht nach diesem verheissenen, die Hoffnung auf den kommenden Messias, den Erlöser.

Die Propheten Israels, in denen wir schon vom bloß menschlichen Standpunkt aus gewaltige Geistesmänner erkennen müssen, wie sie kein vorchristliches Volk besessen hat, deren göttliches Amt aber gerade die wunderbare Erfüllung ihrer Vorhersagungen bekundet, nährten nicht allein die Messias-Hoffnung ihres Volkes, sondern verkündeten des Erlösers Gottheit, die Zeit seiner Ankunft, den Ort seiner Geburt und die näheren Umstände seines Lebens, Leidens und Sterbens, so daß wir in den heiligen Büchern die Lebensgeschichte des Messias viele Jahrhunderte vor seinem Erscheinen verzeichnet finden.

Michäas, der zur Zeit des Königs Ezechias (758—725 v. Chr.) lebte, weissagt nicht nur, daß dem Volke, welches aus der Schmach der Fremde durch die Erbarmung des Gottes seiner Väter wieder in das Land der Verheißung heimgeführt wurde, zu seiner Zeit ein von den Tagen der Ewigkeit ausgegangener, also göttlicher Retter, Hirte und Herrscher erstehe, welcher alle Völker in Einheit zu Gottes Tempel versammeln wird, sondern er verkündet, daß dieser Retter, der Messias, in Bethlehem geboren werde. „Du Betlehem Ephrata, zwar klein unter den Tausenden Juda, aus dir wird hervor-

gehen der Herrscher in Israel, dessen Ausgang von Anbeginn ist, von Ewigkeit her."

Daniel, der am Hofe des Königs Nabuchodonosor zu Babylon zu dessen Dienst herangebildet wurde, unter Darius das hohe Amt eines Reichsministers bekleidete und das Vertrauen dieses Perserkönigs in hohem Grade genoß, prophezeit mehr als 500 Jahre vor Christi Ankunft, daß der Messias nach Verlauf von 70 Jahreswochen erscheinen und in der Mitte der letzten Woche werde getödtet werden. „Wisse also und merke, von der Zeit an, da ausgeht das Wort, daß man Jerusalem wieder erbaue (was im 20. Jahre der Regierung des persischen Königs Artaxerxes Longianus 455 v. Ch. geschah, bis auf Christus den Fürsten sind 7 Wochen und 62 Wochen. Und nach den 62 Wochen wird Christus getödtet werden, und es wird sein Volk nicht sein, das ihn verläugnen wird. Und ein Volk wird mit einem kommenden Fürsten Stadt und Heiligthum zerstören, und sein Ende ist Verwüstung und nach Beendigung des Krieges die festgesetzte Verödung."

Die ersten 7 Jahreswochen bezeichnen die Zeit der vollendeten Ausführung der Wiederherstellung der Stadt; die folgenden 62 Wochen ergeben 434, im Ganzen 483 Jahre, von 455 vor Christus bis zum 30. Lebensjahre des Erlösers. Darauf folgt die letzte Jahreswoche 781 seit Roms Erbauung, in wel-

cher Christus getödtet und das Heiligthum des Tempels für alle Zeit zerstört wird.

Isaias, des Amos Sohn, ein Zeitgenosse des Michäas, der König unter den Propheten, verkündet die Geburt des Messias aus einer Jungfrau: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emanuel nennen.“ Er verkündet seine Abstammung von David: „Ein Reis wird hervorgehen aus der Wurzel Jesse.“ In den Worten: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruhet, und man nennt seinen Namen Wunderbarer, Rathgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst,“ verkündet der Prophet des künftigen Erlösers Gottheit. Den Vorläufer desselben kennzeichnet er in der Stelle: „Die Stimme des Rufenden in der Wüste, bereitet den Weg des Herrn!“ Die Wunderthätigkeit des göttlichen Erlösers in den Worten: „Gott selbst kommt und erlöset euch. Dann öffnen sich die Augen der Blinden, die Ohren der Tauben thun sich auf; dann springt wie ein Hirsch der Lahme, und die Zunge des Stummen löset sich.“ Die Kraft und Macht seiner Lehre schildert er in den Worten: „Der Geist des Herrn ist über mir, denn der Herr hat mich gesalbt; um zu predigen den Sanftmüthigen, sandte er mich, um zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, um den Gefangenen Erlösung zu verkünden, den Blinden das Licht, um zu verkünden das Jahr der Versöhnung vom Herrn und

den Tag der Rache von unserm Gott und zu trösten alle, die betrübten Herzens sind." Das Leiden des Erlösers schildert der Prophet, indem er ihn nennt den Mann der Schmerzen, den Verachteten, an dem keine Gestalt, keine Schönheit mehr zu finden ist. „Unsere Krankheiten hat er getragen, unsere Schmerzen sich aufgeladen. Der Träger unseres Elends wird wie ein Aussätziger von denen gemieden, für welche er es trägt. Und er ist doch um unserer Missethaten verwundet, um unserer Sünden willen zerschlagen; unseres Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt. Er ist geopfert worden, weil er selbst wollte, und er thut seinen Mund nicht auf. Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt, und er verstummt wie ein Lamm vor seinem Scheerer."

Zacharias, des Barachias Sohn aus priesterlichem Geschlecht, noch im Exile geboren, weissagt den Einzug des Messias in Jerusalem auf einer Eselin: „Freue dich, Tochter Sions, sieh', dein König kommt zu dir, gerecht und als Heiland, er ist arm und reitet auf einer Eselin."

Auch in den Psalmen, diesen wunderbaren Liedern für jede Stimmung des Gemüths, für den höchsten Jubel, für die tiefste Trauer, finden wir Prophezien des k. Sängers auf den erwarteten Messias, seine eigene Gottessohnschaft, sein himmlisches Königthum, sein Hohespriesterthum, sein bitteres Leiden.

„Der Herr hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“

„Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege!“

„Der Herr hat geschworen, und es hat ihn nicht gereut: Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks.“

„Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt. Sie haben meine Kleider unter sich vertheilt und über mein Gewand das Loos geworfen.“

Alle diese Weissagungen zeigen sich seit bald 2000 Jahren als erfüllt an einer und nur an dieser einen Persönlichkeit der Weltgeschichte, an Jesus von Nazareth.

Jesus selbst berief sich auf diese Weissagungen als eines Zeugnisses seiner göttlichen Sendung. So in der Synagoge zu Nazareth, als er seinen Landsleuten die oben angeführte Stelle aus Isaias: „Der Geist des Herrn ist über mir ꝛc.“ auslegte. So bei seinem Gang an den Oelberg, als er zu seinen Jüngern sagte: „Alle werdet ihr in dieser Nacht geärgert werden, weil geschrieben steht (bei Zacharias dem Propheten): Schlagen werde ich den Hirten, und zerstreuen werden sich die Schafe.“ Als die Pharisäer ihm auf seine Frage: „Was dünkt euch von Chri-

stus, wessen Sohn ist er?" antworteten, er sei David's Sohn, sprach Jesus: „Wie kann ihn dann David seinen Herrn nennen, da er doch ausruft (Ps. 109): Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich lege deine Feinde als Schemel deiner Füße"?

„Ja," hält mir aber jetzt der Unglaube entgegen, „was du bisher von dem Leben, der Lehre, den Wundern Jesu und jetzt auch von der Erfüllung von alttestamentlichen Weissagungen an diesem Jesus angeführt hast, weißt du doch nur aus den sogen. Evangelien. Wer bürgt dir denn dafür, daß diese ächt sind, d. h. wirklich von den Aposteln oder Apostelschülern geschrieben, und wenn auch, ob sie nicht später mit erdichteten Wunderberichten versehen und die alttestamentlichen Weissagungen dem Leben Jesu nicht erst später angepaßt worden sind? Weißt du denn nicht, daß die vielgerühmte deutsche Wissenschaft längst nachgewiesen hat, daß wir z. B. vom Johannesevangelium erst 150 Jahre nach Christi Geburt oder auch noch später die erste geschichtliche Kunde haben?"

O, ich weiß recht wohl, wie eine sogen. deutsche Wissenschaft im Bunde mit französischer Frivolität sich die traurige Mühe gegeben hat, Jesus von Nazareth seiner göttlichen Würde zu entkleiden, und wie sie bei dieser Arbeit es vorzüglich auf das Evangelium des Johannes abgesehen hatte, weil in diesem

die Göttlichkeit des Erlösers uns ganz besonders vor Augen tritt! Um dieses Unterfangen zu brandmarken, will ich, ganz abgesehen davon, daß dem katholischen Christen eine bald zweitausendjährige Tradition die Aechtheit der vier Evangelien verbürgt, ganz abgesehen davon, daß mit diesen Büchern kein anderes Buch sich vergleichen läßt, daß so, wie in diesen Büchern geschrieben steht, kein Mensch vorher und nachher geschrieben hat und auch keiner, und wäre er noch so gelehrt, so zu schreiben verstände, und daß es gerade undenkbar ist, einen Charakter zu erdichten, wie er in der Person Jesu sich uns zeigt, — von all diesem abgesehen will ich nur die Wissenschaft, aber die rechte und ächte zu Hilfe nehmen und auf einige jener geschichtlichen Zeugnisse hinweisen, welche uns diese Aechtheit mit vernünftiger Gewißheit erkennen lassen.

Der früher schon genannte jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, dessen Jugendjahre in eine Zeit fallen, da noch zahlreiche Augen- und Ohrenzeugen von all dem erzählen konnten, was Jesus gelehrt und gethan hatte, hat in seiner Archäologie oder den jüdischen Alterthümern, wie das Werk gewöhnlich genannt wird, folgende Aufzeichnung der Nachwelt überliefert: „Um diese Zeit lebte Jesus, ein Mann voll Weisheit, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er that nämlich ganz unglaubliche Dinge und war der Lehrer aller, die gerne die Wahrheit annahmen. So

zog er viele Juden und viele aus den heidnischen Stämmen an sich. Der Christus (d. i. der von Moses verheißene Prophet) war kein anderer als dieser. Auf Anstiften der Einflußreicheren bei uns verurtheilte ihn Pilatus zwar zum Kreuztod; gleichwohl wurden ihm diejenigen, welche ihn früher geliebt hatten, auch jetzt nicht untreu. Er erschien ihnen nämlich am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten neben vielen andern wunderbaren Dingen von ihm verkündet hatten. Noch bis jetzt hat das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, nicht aufgehört."

Im Jahre 202 n. Chr. starb zu Lyon der Martyrerbischof und Kirchenvater Irenäus. In schwerer Zeit hatte er den Hirtenstab in die Hand genommen, da Verfolgung von aussen und Irrlehren von innen die junge Kirche bedrängten. In seinen Schriften, die er zur Bekämpfung der gnostischen Irrthümer geschrieben hat, gebraucht er behufs seiner Beweisführung nicht nur alle vier Evangelien, sondern ist dabei auch der Ansicht, daß gerade die Vierzahl derselben oder die Viergestalt des Evangeliums nach Analogie der vier Weltgegenden, der vier Windrichtungen, der vier Gesichter der Cherubim mit Nothwendigkeit gegeben sei. Nun ist aber für diesen Gebrauch des großen Bischofs der Umstand von unermeßlicher Bedeutung, daß Irenäus, wie er uns selbst erzählt, in seinen Knaben- und

Jünglingsjahren zu den Füßen des ehrwürdigen Martyrerbischofs von Smyrna, Polykarpus, der ein Schüler des Apostels Johannes gewesen, die Kenntniß christlicher Lehre schöpfte und auch mit anderen Apostelschülern verkehrte, deren er, ohne ihre Namen zu nennen, mit hoher Verehrung gedenkt. Voll Innigkeit erwähnt er in seinem Schreiben an den in gnostische Irrthümer gerathenen römischen Presbyter Florianus, der einst mit ihm zu Smyrna Schüler Polykarps gewesen, die Mittheilungen des letzteren, welche dieser aus dem Munde des Johannes und anderer Jünger Jesu gehört hatte, wobei er ausdrücklich betont, daß alles mit der Bibel übereingestimmt habe. „So fest," schreibt Irenäus in seinem uns hinterlassenen Werke adv. haer., stehen die Evangelien, daß selbst die Häretiker für sie Zeugniß geben, und daß ein jeder, von den Evangelien ausgehend, seine Lehre zu begründen versucht."

Dieses gewaltige Zeugniß aus der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung für die Aechtheit des Evangeliums ist nicht das einzige. An dasselbe reiht sich alsbald das des berühmten afrikanischen Rechtslehrers und christlichen Apologeten Tertullian, geboren 161 zu Carthago. Dieser nennt nicht nur die vier Evangelisten Matthäus, Marcus, Lukas und Johannes, sondern betont ausdrücklich, daß das Gewicht eines Zeugnisses für eine christliche Wahrheit von dem Alter

derselben abhängig sei, und verlangt, daß auf die Apostel selbst zurückgegangen, die apostolische Aechtheit aber nach dem Zeugniß der Apostelkirchen bemessen werde. Auf dieses Zeugniß beruft sich auch Tertullian bei Bekämpfung des Marcion für alle vier Evangelien.

Was deutsche Afterwissenschaft und französische Keckheit bezüglich der Person Jesu versucht hat, das hat bereits in der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts der römische Philosoph Celsus unternommen.

Wohl ist uns sein Werk verloren gegangen, aber die Schrift des berühmten christlichen Gelehrten Origenes, geboren 185 zu Alexandria, in welcher dieser die ebenso scharfsinnigen als spöttischen Angriffe des heidnischen Weltweisen zurückweist, ist uns erhalten. Diese Wiederlegung zeigt, daß Celsus vorzugsweise und ausdrücklich den Stoff zu seiner Bekämpfung des Christenthums allen vier Evangelien entnommen habe, worauf Celsus selbst großes Gewicht legt, wie dieß seine von Origenes angeführten eigenen Worte beweisen: „Und dieß alles haben wir aus euern eigenen Schriften entnommen; wir brauchen kein weiteres Zeugniß, denn ihr fallt in euer eigenes Schwert.“

So muß neben den berühmten Männern der Kirche des zweiten Jahrhunderts selbst ein haßerfüllter Feind des Christenthums Zeugniß ablegen

für die Aechtheit unserer Evangelien und damit von der göttlichen Würde Jesu Christi und weiters von der Göttlichkeit seiner Lehre.

Die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen an Jesus ist uns aber nicht allein Bürgschaft für seine Gottheit, sondern zugleich auch ein Zeugniß für die Glaubwürdigkeit dieser alttestamentlichen Schriften, ein Zeugniß für die göttliche Inspiration derselben. Der Zufall könnte wohl die eine oder andere Vorhersagung zur Wahrheit machen, aber nie und nimmer eine solche Fülle von Prophezien, wie sie uns in den genannten Büchern entgegentreten. Unter dem Gewichte derselben müssen wir tausendmal mehr als die Juden diese Schriften heilige, von Gottes Geist durchwehte Schriften nennen und Gottes Wort in ihnen erkennen. Dieß Gotteswort lehrt uns nicht bloß die Geschichte des vorchristlichen Reiches Gottes auf Erden in all seinen Geschicken und wunderbaren Führungen bis auf Christus kennen, es weist uns auch in den Lehrbüchern, voran in dem wunderbaren Liederhain seiner Psalmen, dem Buch der Weisheit, den Sprüchen Salomons, dem Prediger, ein ganzes Goldbergwerk heiliger Lehren auf, welche, um mit dem königlichen Sänger zu sprechen, eine Leuchte sind für unsere Füße, ein Licht für unsere Pfade. In den Psalmen, sagt der heilige Ambrosius, ist Antwort auf jede Frage des Lebens zu finden. Sie besänftigen den Groll, bannen die Sorge und Trauer, einen die Entzweiten, versöhnen die Beleidigten.

In den Psalmen findet das Menschenherz Worte für seine höchste Freude, wie für seinen tiefsten Schmerz. Mit Recht nennen wir das Buch, das alle diese Schriften enthält, Buch der Bücher; denn diese Bücher sind das kostbarste schriftliche Kleinod auf Erden nicht bloß für die Urgeschichte der Menschheit und die göttliche Führung derselben bis zur Erscheinung Christi, sondern auch eine erquickende Nahrung der Seele, eine Trosturkunde in den schmerzlichen Heimsuchungen des Erdenlebens, ein Wegweiser zur ewigen Heimath.

VI.

Das kirchliche Lehramt.

„Lehret die Völker Alles halten, was ich euch geboten habe. Sieh, ich bin bei euch bis zum Ende der Welt.“

Matth. 28, 19. 20.

Jesus Christus ist der wesensgleiche Sohn Gottes. Durch ihn hat Gott zum letztenmal und endgiltig sich uns geoffenbart, d. h. uns belehrt und unsere Erkenntniß bereichert durch Mittheilung höherer, übernatürlicher, geheimnißvoller Wahrheiten über Gottes Dasein, Wesen und Wirken, über den Endzweck unseres Lebens und über die Mittel und Wege, die wir zu gebrauchen haben, um das uns von Gott gesetzte Ziel zu erreichen.

Jesus nennt sich selbst das Licht der Welt; er nennt sich die Wahrheit und bezeichnet es

als seine Aufgabe auf Erden, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Jesus wollte aber nicht bloß seinen Zeitgenossen Lehrer der Wahrheit sein. Das Licht seiner Offenbarung soll leuchten für alle Zeiten bis an's Ende der Welt. Darum die wichtige Frage:

Wie hat Jesus dafür gesorgt, daß seine Lehre rein und unverfälscht der Welt erhalten bleibe bis zum Ende der Zeiten?

Bald zweitausend Jahre sind dahin gegangen, seit Jesus auf Erden gelebt und gelehrt hat; wo finde ich heutzutage diese seine Lehre? Darauf antwortet ein Theil der Christenheit, der den katholischen Glauben nicht mit uns in allweg gemein hat: „Die Lehre Christi finde ich allein und nur in den Evangelien und Apostelbriefen." So hoch wir Katholiken nun auch diese heiligen Schriften verehren, weil auch wir in ihnen wie in den Büchern des alten Testaments das untrügliche Wort Gottes erkennen, so können wir doch anderseits unmöglich anerkennen, daß diese Schriften die alleinige Quelle der christlichen Offenbarung, die alleinige Norm unseres Christenglaubens bilden, ja nur bilden können, daß sie die alleinige Anstalt, das alleinige Mittel seien, durch welche Christi Wahrheit der Welt erhalten bleiben soll, so lang es eine Welt gibt und Menschen auf Erden.

Wenn du keine andere Autorität für deinen Christenglauben hast als die hl. Schrift, wer legt sie dir dann aus, da doch, wie Göthe sagt, in den Briefen Pauli sogar Petrus manches Dunkel fand, der doch ein ganz anderer Mann war als die Superintendenten? Wer schützt dich in der Auslegung vor Willkür? Luther, Calvin, Zwingli haben jeder für sich die allein rechte Auslegung der heiligen Schrift beansprucht. Der Fanatismus der Wiedertäufer hat ebenso aus dem Schriftwort seine Nahrung geschöpft wie der Fanatismus der Puritaner, die Quäcker ebenso wie die Heiligen der letzten Tage, die vielbeweibten Mormonen. Wo ist nun da die rechte Auslegung?

Wenn du aber sagst: „Wir haben unsere Geistlichen; die sind studirte Leute und werden von uns dafür besoldet, daß sie uns das reine und unverfälschte Gotteswort auslegen," so antworte ich: „Wer hat es denn diesen zuerst ausgelegt?" Die Professoren der Theologie vielleicht, von denen heute ein großer Theil nicht einmal gläubig ist, sondern die Gottheit Christi läugnet und dessen Wunder zu den Mährchen zählt? Und wenn du weiter sagst: „Ich brauche keines Menschen Auslegung; der hl. Geist legt mir das Schriftwort aus, er gibt mir das rechte Verständniß," so antworte ich darauf: „Woher hast du Bürgschaft dafür, daß es der heilige Geist und nicht vielmehr dein eigener Geist ist, der die Schrift auslegt und dich in derselben all das

finden läßt, was du gerne glauben möchtest, was dir zu glauben beliebt. Diese „Selbstauslegung" ist es gewesen, die den protestantischen Satiriker Fischart zu dem Ausspruch veranlaßte, daß die heilige Schrift zum Gauckelsack geworden sei,

Damit sie treiben Affenspiel;
Ein Jeder legt's aus, wie er will.

Wo ist eine Stelle der hl. Schrift, welche uns besagt, daß Jesus seinen Aposteln anbefohlen habe, seine Lehre aufzuschreiben? Die mündliche Predigt hat er ihnen aufgetragen in den bedeutungsvollen Worten: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe, und sehet, ich bin bei euch bis zum Ende der Welt!"

Wie Jesus den Aposteln befohlen, so thaten sie auch. Sie gingen hin und predigten das Evangelium, die frohe Botschaft von Jesus Christus. Paulus selbst nennt sich einen Botschafter an Christi Statt und einen geistigen Vater der Gläubigen, die er durch das Evangelium gezeugt habe.

Die schriftliche Aufzeichnung ist allerdings ebenso im Plane der göttlichen Vorsehung gelegen; aber sie kommt insoferne erst an zweiter Stelle, als sie

zur Erläuterung und Ergänzung der mündlichen Predigt dient. Darum konnte auch Johannes in seinem ersten Briefe sagen: „Ich habe euch nicht geschrieben, als wüßtet ihr die Wahrheit nicht." Darum schrieb Paulus an seinen geliebten Schüler Thimotheus: „Was du gehört hast vor vielen Zeugen, das theile gläubigen Männern mit, welche tauglich sind, auch andere zu lehren!" Darum, sage ich wiederum, schrieb der nämliche Apostel in seinem tiefsinnigsten aller Briefe an die Christengemeinde in Rom, daß der Glaube vom Hören stamme: „Wie werden sie glauben an den, von welchem sie nicht gehört haben? Wie werden sie hören ohne Prediger? Wie werden sie predigen, ohne daß sie gesendet werden?"

Aus den oben angeführten Worten Jesu an seine Apostel geht klar hervor, daß er diese, die er in die Geheimnisse seines Reiches eingeweiht hatte, zu Lehrern seine Lehre ermächtigt hat. Daß diese Ermächtigung aber nicht allein auf die Apostel beschränkt war, sondern Nachfolger derselben im Auge haben mußte, ist wiederum klar in den Worten enthalten: „Ich bin bei euch bis an das Ende der Welt." Bei euch! Ein apostolischer Lehrkörper ist es demnach, der die Lehre Christi der Welt unter dem Beistand Christi, also untrüglich, unfehlbar vermitteln soll bis zum jüngsten der Tage.

Der apostolische Lehrkörper, den Jesus konstituirte, bestand aus den elf Jüngern, wozu später als

zwölfer Matthias und als dreizehnter Paulus kam. Diesem Lehrkörper hat Jesus in der Person des Petrus ein Oberhaupt gegeben.

Man muß mit Blindheit geschlagen sein, wenn man den Vorrang, mit welchem Jesus diesen Apostel ausgezeichnet hatte, nicht anerkennen will. Er ergibt sich klar aus den Worten Jesu: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." „Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreichs." „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" „Ich habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht wanke." Dieser Vorrang ergibt sich weiters daraus, daß Petrus bei Aufzählung der Apostel immer zuerst genannt, und von Matthäus ausdrücklich als der Erste bezeichnet wird, daß er nach der Geistessendung zuerst das Wort nahm und Christum den Gekreuzigten predigte, daß er zuerst das Evangelium den Heiden verkündete, daß er Vorsitzender war auf dem sogen. Apostelconcil in Jerusalem, welches sich gegen eine Verpflichtung der Christen zum jüdischen Ceremonialgesetz aussprach, daß er die von den Aposteln gegründeten Gemeinden visitirte, also deren Zusammengehörigkeit unter ihm als dem e i n e n Oberhaupt der Gesammtheit der Gläubigen dokumentirte, daß er die Schriften des Apostels Paulus bestätigte. Wenn Paulus, wie er uns in seinem Briefe an die Galater mittheilt, dem Petrus einmal in's Angesicht widerstand, d. i. ihn brüderlich zurechtwies, so beweist dieß ebenfalls

den Vorrang des Petrus. Den Bischof von Jerusalem, welcher nach Pauli Meinung denselben Fehler mit Petrus gemein hatte, tadelt er nicht, sondern letztern, da ihm die Gesammtkirche anvertraut war. Die Einwendung von Seite unserer getrennten Brüder, daß dieser Vorrang dem Petrus nur für seine Lebenszeit zukomme, nicht aber einem Nachfolger desselben, wird schon von Papst Leo († 461) treffend durch die Worte widerlegt: „Wie dasjenige bleibt, was Petrus in Christus geglaubt hat, so bleibt auch das, was Christus in Petrus eingesetzt hat.“

Ein apostolischer Lehrkörper — „Ich bin bei euch“ — soll also nach Christi Willen fortbestehen bis zum Ende der Welt, soll nach Christi Auftrag den Menschen Alles lehren, was er gelehrt hat. Dieser permanente Lehrkörper hat ebenso sehr wie zu Christi Zeit in allen folgenden Zeiten aus einem sichtbaren Haupt und sichtbaren Gliedern, mit anderen Worten, aus in ununterbrochener Reihenfolge sich ablösenden Nachfolgern der Apostel in Verbindung mit dem Nachfolger des Apostels Petrus zu bestehen. Diesen Lehrkörper finden wir einzig und allein in unbestrittener Fortdauer seit der apostolischen Zeit in den mit dem Bischof von Rom, dem Nachfolger des Apostels Petrus, vereinigten Bischöfen der römisch-katholischen Kirche. Wohl zählt auch die orientalisch-schismatische Kirche ihre Bischöfe bis zu den Aposteln hinauf, auch die anglikanische Kirche

will die apostolische Succession beanspruchen; allein diese Kirchen haben sich vom Haupte getrennt; deßhalb kommt es nur dem römisch-katholischen Episkopat zu, der von Christus bestellte Lehrer und Hüter der göttlichen Heilswahrheiten zu sein, sowohl der in der heiligen Schrift niedergelegten als auch der seit den apostolischen Zeiten von Mund zu Mund fortgepflanzten oder in der Tradition (Ueberlieferung) enthaltenen.

Daß nämlich in der heiligen Schrift nicht Alles enthalten ist, was Jesus gelehrt und angeordnet hat, bekennt der Evangelist Johannes ausdrücklich am Schlusse seines Evangeliums mit den Worten: „Es ist aber noch vieles Andere, was Jesus gethan hat, so daß, wenn es einzeln aufgeschrieben würde, die Welt die Bücher nicht zu fassen vermöchte, die man schreiben müßte." Paulus fordert in seinem zweiten Briefe an die Tessaloniker gleiches Festhalten an dem mündlichen wie an dem geschriebenen Wort: „Stehet fest und haltet an den Ueberlieferungen, welche ihr erlernt habt, sei es durch ein Wort oder einen Brief von uns!" In seinem ersten Brief an die Corinther lobt der nämliche Apostel die Gläubigen daselbst, daß sie die Vorschriften beachten, wie er es ihnen überliefert habe, und nur wenige Zeilen weiter bekennt er, daß er von Christus selbst das empfangen habe, was er bezüglich des Abendmahls ihnen — also ehe er

diesen Brief geschrieben — überliefert habe. Am Schluß des ersten Briefes an Thimotheus mahnt er diesen, das Hinterlegte (Depositum), d. i. den Glaubensinhalt, das Glaubensgut, das er — Timotheus — vom Apostel empfangen habe, zu bewahren, um es — wie ja das Wort Depositum besagt — unversehrt weiter überliefern zu können.

Es gibt in der That christliche Glaubenswahrheiten, von denen kein Wort in der heiligen Schrift steht, die aber nichts destoweniger untrügliche Wahrheiten sind; so z. B. die Inspiration der heiligen Schrift des neuen Testaments, d. i. die von jedem Christen festzuhaltende Wahrheit, daß die Bücher nicht nur des alten Testaments, deren Inspiration von Christus und den Aposteln bezeugt wird, sondern auch die Schriften des neuen Testaments unter Eingebung des heiligen Geistes geschrieben wurden. Ueber die Zahl der Bücher, über die ächten und unächten derselben können wir ja unmöglich aus der heiligen Schrift Gewißheit haben. Ebenso lehrt uns die heilige Schrift nicht die Nothwendigkeit der Sonntagsfeier statt der jüdischen Sabbatheiligung, deßgleichen nicht die Nothwendigkeit der Kindertaufe, da nach den Worten der Schrift: „Lehret alle Völker und taufet sie“ dem Empfang des Sakraments Belehrung vorauszugehen hätte, was nur für die Taufe Erwachsener zutreffend wäre. Alles dieses wissen wir nur aus der Tradition. Diese allein lehrt uns, daß die Fußwaschung am letzten Abendmahle kein

Sakrament sei, obwohl sie ein sichtbares Zeichen ist, verbunden mit innerer Gnade, da Jesus dem Petrus sagte: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Theil an mir."

Darum gilt uns katholischen Christen neben der heiligen Schrift auch die Erblehre oder Tradition als Beweiskraft für die Wahrheit einer Lehre unseres Glaubens. Diese Erblehre ist enthalten in den Schriften der Kirchenväter und Kirchenlehrer, in den Lehrentscheidungen der Päpste, in den Beschlüssen der Concilien, in den Akten der Martyrer, in den Liturgien, d. i. den Worten und Ceremonien bei der heiligen Opferfeier und bei der Sakramentenspendung, in den Denkmälern, d. i. in Bauten, Bildern, Inschriften, Geräthen des christlichen Alterthums.

Hören wir einen alten Zeugen für diesen unsern katholischen Glauben, Basilius († 379), den größten der Väter des Morgenlandes. Derselbe schreibt: „Von den in der Kirche aufbewahrten Geheimlehren und Satzungen besitzen wir die einen aus der geschriebenen Lehre, die andern haben wir aus der Ueberlieferung der Apostel empfangen, die sie insgeheim gegeben haben; aber beide haben dieselbe Kraft für die Religion. Und dem wird Niemand widersprechen, der nur irgend eine Erfahrung in Betreff der kirchlichen Satzungen besitzt. Denn wenn wir daran gingen, uns über die nicht geschriebenen Gebräuche als keine so große Kraft

habend hinwegzusetzen, so würden wir, ohne es zu merken, das Evangelium bis in seinen eigentlichen Kern hinein schädigen, ja vielmehr das Evangelium bis auf den bloßen Namen zusammenschrumpfen machen." Zu solchen aus apostolischer Ueberlieferung stammenden Gebräuchen zählt Basilius das Bezeichnen mit dem Kreuzzeichen, die Benediktion des Taufwassers und Täuflings, des Salböls, das Stehen beim Gebet am Sonntag, die Wendung des Antlitzes gegen Osten bei demselben, die Kniebeugung. Nachdem er die Symbolik der letztern Gebräuche erklärt hat, fährt er weiter: „Es würde mir der Tag nicht ausreichen, wenn ich die nicht geschriebenen Geheimnisse der Kirche auseinander setzen wollte."

Als Zeuge aus dem Abendland möge sich ihm anreihen Papst Leo I., der ebenfalls der Große genannt wird. In der 79. seiner uns noch erhaltenen 96 Reden ruft er seinen Zuhörern zu: „Geliebteste! Es ist nicht zu zweifeln, daß jegliche Observanz (in der Kirche natürlich) ihren Ursprung in der göttlichen Unterweisung habe, und daß Alles, was von der Kirche als frommer Gebrauch angenommen wurde, aus der apostolischen Tradition und der Lehre des heiligen Geistes hervorgehe." In der 42. Rede führt er an, daß die Beobachtung der vierzigtägigen Fastenzeit auf apostolischer und göttlicher Anordnung beruhe und von der ganzen Kirche gehalten werde.

Wie über die Schrift, so übt auch über Alles, was zur Erblehre gehört, die Kirche ihr untrügliches Wächteramt und betrachtet es ebenso als gemeinsames Glaubensgut der Christenheit wie die in der heiligen Schrift niedergelegten Wahrheiten.

Darum antwortet der Katholik auf die Frage: „Wo finde ich das, was Jesus Christus gelehrt hat?“ Das finde ich bei dem Erben des Apostolats, dem Episkopat, d. i. bei dem von Jesus Christus gestifteten Lehrkörper seiner Kirche. Dieser bewahrt die Lehre Christi, lehrt sie und schützt sie unter dem ihm von Christus verheissenen Beistand des göttlichen heiligen Geistes bis zum Ende der Welt.

Der Episkopat mit seinem sichtbaren Oberhaupt bildet den lehrenden Theil der großen sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen, der Kirche.

Daß Jesus die Stiftung einer sichtbaren Gemeinschaft beabsichtigt hat, erhellt schon aus seinen Aeusserungen über das Reich Gottes auf Erden, in welchem unter Weizen auch Unkraut wächst, unter guten Fischen auch schlechte sich befinden. Es erhellt dies weiters aus den Worten Christi an Petrus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Im 2. Brief an Thimotheus nennt Paulus die Kirche ein großes Haus, in welchem nicht nur goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene sich befinden, die einen zur

Ehre, die andern zur Schmach. Das deutet doch mit klaren Worten auf die Sichtbarkeit der Kirche. Und wenn der nämliche Apostel in seinem ersten Briefe an die Corinther schreibt, daß Gott in der Kirche einige gesetzt hat als Apostel, einige als Propheten, einige als Lehrer, so sind dieß offenbar doch sichtbare Aemter sichtbarer Lehrer. Der klarste und deutlichste Beweis, daß der Apostel die Kirche als eine sichtbare, in eine lehrende und hörende sich theilende Gemeinschaft betrachtet, geht aus der bereits weiter oben schon einmal angeführten Stelle seines Römerbriefes hervor: „Wie werden sie hören, ohne daß ihnen gepredigt wird, und wie werden sie predigen, ohne daß sie gesandt werden?"

Wie Jesus sichtbar erschienen ist auf Erden, als Gottmensch in menschlicher Weise zu den Menschen gesprochen und so seine Lehre verkündet hat, so sollte auf die nämliche Weise durch Menschen, d. i. durch die Apostel und ihre Nachfolger, durch die von Christus bevollmächtigten Lehrer der Kirche, die Lehre Christi verkündet werden von Generation zu Generation.

Jesus Christus ist und bleibt das unsichtbare Oberhaupt der von ihm gestifteten Kirche. Da diese aber eine Gemeinschaft von Menschen ist, jede Gemeinschaft von Menschen eines sichtbaren Oberhauptes bedarf, so muß auch die große, weltumspannende Gemeinschaft der Kirche auf Erden ein

sichtbares Oberhaupt haben. Dieß sagt uns unser gesunder Menschenverstand. Ein solches Oberhaupt hat Jesus seiner Kirche in der Person des Apostels Petrus verliehen, ein solches verehren wir Katholiken in dem Nachfolger Petri, dem Bischof von Rom. Ubi Petrus, ibi ecclesia. Wo Petrus, da die Kirche. Wo der Papst und die um ihn geeinten Bischöfe, da und nur da ist die wahre Kirche Christi, die Säule und Grundfeste der Wahrheit. Wo der Papst und die mit ihm als ihrem Haupte vereinigten Bischöfe, da ist der Lehrstuhl der von Christus hinterlegten Wahrheit aufgestellt; da verkündet der oberste und höchste Lehrer, sobald Streitigkeiten in Glaubenssachen entstehen, Irrlehrer sich erheben und Irrlehren sich verbreiten, den Gläubigen die Wahrheit mit unfehlbarer Sicherheit kraft des Beistands des hl. Geistes nach dem Auftrag Jesu an Petrus: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" und gemäß der Verheissung Jesu: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke."

Die feierlichste Form der Verkündung der untrüglichen, von Christus gelehrten Wahrheit ist es, wenn die Bischöfe der Gesammtkirche, von ihrem Oberhaupt berufen und unter seinem Vorsitz, in einer Kirchenversammlung (Concilium) über den Irrthum zu Gericht sitzen und den Gläubigen des Erdkreises verkünden, was katholischer Glaube sei.

Solche Kirchenversammlungen oder allgemeine (ökumenische) Concilien, deren die Geschichte von dem

ersten zu Nicäa 325 n. Chr. bis zu dem jüngsten zu Rom 1869 neunzehn aufweist, sind die ausserordentlichen Tribunale in Glaubenssachen oder vielmehr Glaubensstreitigkeiten. Das ständige, ordentliche Tribunal hiefür ist der im Papste nie sterbende Petrus auf dem apostolischen Stuhle zu Rom, dem es gemäß seiner ihm von Christus in der Person des Apostelfürsten übertragenen Amtspflicht vor allen Bischöfen zukommt, „die gesammte Herde mit den Worten des Glaubens zu nähren, mit heilsamer Lehre zu tränken und von vergifteten Weideplätzen fern zu halten, also alle Irrlehren und Irrthümer aufzudecken und zu verwerfen, die im Widerspruch mit dem christlichen Glauben, mit der Lehre der Kirche, der Reinheit der Sitten und dem ewigen Heile der Menschen Kirche und Staat gefährden."

Daß dieß von jeher als die Aufgabe des Bischofs von Rom, des Nachfolgers des heiligen Petrus, angesehen wurde, dafür haben wir ein vollgiltiges Zeugniß aus uralter Zeit in dem Briefe des Martyrerpapstes Clemens an die Christengemeinde in Korinth. Dort war es durch das Vorgehen einiger junger Leute, die es sogar gewagt hatten, kirchliche Vorsteher aus ihrem Amte zu verdrängen, zu argen Unruhen gekommen, wodurch nicht nur Verwirrung in der christlichen Gemeinde entstand, sondern der christliche Name bei den Ungläubigen in Verruf kam. Da hielt es der heilige Clemens für seine Pflicht, die nur aus der Ueberzeugung von

seinem obersten Hirtenamt erklärt werden kann, durch genanntes Sendschreiben, die kirchliche Ordnung in Corinth wieder herzustellen.

Das höchste unfehlbare Lehramt in Glaubenssachen verhindert natürlich nicht, daß auch der Papst ein sündiger Mensch ist wie alle Adamskinder. Auch ein Papst ist sich gar mancher menschlicher Unvollkommenheiten bewußt und betet das Confiteor und Miserere mei. Auch der Papst hat seinen Beichtvater und kniet vor ihm im heiligen Bußgericht.

Ein Papst kann sogar in schwere Sünden verfallen, wie ja auch ein Petrus gefallen ist. Darum wundert der katholische Christ sich nicht, wenn er es auch bedauert, daß unter den mehr als dritthalbhundert Nachfolgern des heiligen Petrus, von denen weitaus die größte Zahl an Kenntnissen und Tugenden ganz hervorragende Männer sind, einige sich befinden, die ihrem hohen und verantwortungsvollen Stand durch ihren Lebenswandel Unehre machten. Allein kein einziger unter diesen hat eine Lehre verkündet oder eine Verordnung erlassen, wodurch Glaube und Sitte hätte irregeführt werden können. Hat doch auch Jesus für die Lehrautorität der Pharisäer Gehorsam gefordert, so sehr er gegen die Befolgung ihres Thuns eifert. Auch unter den Aposteln war ein Judas. Und doch hat ihn Jesus ertragen und seines Umgangs gewürdigt. Die Kirche ist eben nicht Menschen-, sondern Gottes-Werk.

Im Papste und den mit ihm geeinten Bischöfen lehrt Christus fort und fort auf Erden, lehrt Christus in seiner Kirche fort bis an's Ende der Welt. Dieser Gedanke allein schon bestimmt des Katholiken Verhalten gegen den lehrenden Theil der Kirche. Zu diesem Gedanken tritt aber noch das ernste Wort des Herrn: „Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich.“ „Wer die Kirche nicht hört, sei euch wie ein Heide oder öffentlicher Sünder.“

VII.

Die Gnadenmittel der Taufe und Buße.

„So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Gefallen am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe."

Ez. 33, 11.

Ist Christus wahrer Gott, so ist seine Lehre Wahrheit und jedes seiner Worte untrüglich. Es ist Wahrheit, wenn er dem jüdischen Rathsherrn Nikodemus bei jener denkwürdigen nächtlichen Unterredung in Jerusalem sagte, der Menschensohn müsse am Kreuz erhöht werden, auf daß jeder, der an ihn glaube, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.

Es ist also wahr, daß Jesus, der ewige Sohn Gottes, deßhalb für uns Mensch geworden ist, um das durch die erste Sünde aus der Einheit mit Gott gefallene Menschengeschlecht zu Gott zurückzuführen und demselben durch seinen sühnenden Opfertod am

Kreuz den verschlossenen Himmel zu öffnen und das ewige Leben zu verdienen. Die Genugthuung auf Golgatha ist unsere Erlösung; am Kreuz ward der große Schuldbrief zerrissen, die beleidigte Majestät Gottes versöhnt. Um aber in das ewige Jerusalem gelangen zu können, dessen Thor der Menschheit durch Christi Verdienst offen steht, muß der Einzelne in einem Seelenzustand sein, der als Rechtfertigung d. i. als ein Rechtsein vor Gott bezeichnet wird. In diesen Zustand zu gelangen, ermöglicht uns an erster Stelle ebenfalls Christi Verdienst; von Seite des Menschen ist aber die Anwendung jener Mittel erforderlich, welche Christus zur Erlangung der Rechtfertigung angeordnet hat.

In seiner Unterredung mit Nikodemus hat nämlich Jesus weiter verkündet: „Wer nicht wieder geboren ist aus dem Wasser und dem hl. Geist, kann in das ewige Leben nicht eingehen." Als erstes Mittel der Rechtfertigung bezeichnet Jesus demnach die Taufe. Darum der Auftrag Jesu an seine Apostel: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

War in unseren bisherigen Betrachtungen von Gott dem Vater und seinem ihm wesensgleichen Sohn die Rede, so wird von Jesus selbst in der angeführten Stelle der heilige Geist genannt. Derselbe ist nicht etwa bloß eine Kraft des Vaters oder Christi

des Sohnes, sondern nach der Lehre Christi ein Wesen, das lehrt, Zeugniß gibt, tröstet, also eine Person, die ja in der von Jesus Christus angeordneten Taufformel neben den beiden ersten Personen als dritte ausdrücklich genannt wird.

Der heilige Geist ist die dritte mit dem Vater und Sohn wesensgleiche Person in der Gottheit. Er ist es, der die Rechtfertigung, d. i. das Rechtsein vor Gott, in der Taufe an der Menschenseele zu Stand bringt. Diese Rechtfertigung wird eine Wiedergeburt, ein neues, übernatürliches Leben genannt, in welchem ein so inniges Verhältniß der von aller Sünde gereinigten Seele zu Gott begründet wird, wie es zwischen dem Kinde und Vater besteht, eine Lebensgemeinschaft, welche der Apostel Paulus als ein Hineinleben in Christus, als ein Leben Christi in der Seele bezeichnet. Es ist ein wunderbar schöner Zustand, in welchen die Seele in der Taufe durch den heiligen Geist kraft der Verdienste Christi versetzt wird. Der Wildling wird zum edlen Baum, das Gewand der Sünde wird vernichtet und ein neues Gewand, das Hochzeitsgewand des ewigen Lebens, heiligmachende Gnade genannt, der Seele angezogen. Nur in diesem Gewand ist sie gerechtfertigt, d. i. recht vor Gott, so, wie sie nach Gottes Willen sein soll.

Gnade, althd. genada bedeutet jedes unverdiente Wohlwollen eines Höhergestellten gegen einen

Niedern und Gnaden die aus diesem Wohlwollen hervorgehenden Geschenke. Da wir Alles, was wir sind und haben, der unverdienten Herablassung Gottes verdanken, so ist dies alles Gnade. Die höchste Gnade Gottes gegen uns Menschen ist die Erlösung, und die schönste durch Christus uns verdiente Frucht der Erlösung ist die Kindschaft Gottes oder die heiligmachende Gnade. Das sichere Unterpfand des Empfangs dieses unsichtbaren Kleinods ist die sichtbare Taufe.

Wie das in der Taufe erlangte neue Leben sich mit den Jahren immer schöner gestalten und immer reicher werden kann an verdienstlichen Werken, so kann es anderseits getrübt werden durch geringere Sünden, ja sogar ganz verloren gehen durch die schwersündliche Uebertretung eines göttlichen Gebotes.

Die Erfahrung bestätigt nämlich, was die Offenbarung uns lehrt, daß der Mensch seinen freien Willen zum Guten gebrauchen oder zum Bösen mißbrauchen könne, daß dieser Wille zum Bösen geneigt sei von Jugend auf, daß es in Folge dessen den Menschen viel leichter ankomme, der verbotenen Lust zu folgen, als standhaft die Versuchung, den Reiz zum Bösen zu überwinden. Welch' weiter Abstand zwischen dem Wollen des Guten und dem Vollbringen desselben sei, haben die Weisen des Alterthums klar erkannt, wenn sie auch die Frage, woher das Böse in der Welt sei, nicht zu beantworten

wußten. Erst die Offenbarung hat uns aufgeklärt, daß, um mit Paulus zu reden, durch den Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen sei, daß also das Böse in der Welt mit der Sünde Adams seinen Anfang genommen habe, daß wir von Adam neben der Verdunklung des Verstandes, d. i. dem Mangel der klaren Erkenntniß der Bosheit und Abscheulichkeit der Sünde, auch den zum Bösen geneigten Willen geerbt haben. Mit dem erwachenden Bewußtsein erwacht der Hang zum Bösen und begleitet uns durch das ganze Leben und ist unser Feind bis zum letzten Augenblick desselben. Vergeht doch selten ein Tag, an dem nicht das Böse, wenn auch nur in Gestalt eines Gedankens an uns herantritt. Wie oft besiegt es den Menschen, wie oft fällt er trotz guter, ja der besten Vorsätze! Trotzdem daß er sich hinterher seines Falles schämt, sich anklagt, sich bittere Vorwürfe macht, fällt er wieder und wieder. Daß der Mensch aber das Böse nicht thun muß und nicht thun soll, das sagt ihm nicht nur das Gewissen, das sagen ihm nicht nur die Gesetzestafeln der zehn göttlichen Gebote, das sagen ihm auch die zahlreichen Strafbestimmungen der weltlichen Obrigkeit.

Da das Böse dem freien Willen nicht absolute Gewalt anthun kann, so ist auch der Mensch in der bloß menschlichen Kraft dieses seines Willens im Stande, manche Reize zum Bösen mit weiser Ueberlegung zu überwinden. Aber wohlgemerkt, nur

manche, nicht alle. Darum sagt ebenso wahr als wunderbar schön ein christlicher Denker: „Wenn die Nacht der Versuchung mit ihren gewaltigen Stürmen über ihn hereinbricht, wenn die Ueberlegung zurückgedrängt ist, wenn die Seele fast ganz von der Vorstellung des Verbotenen erfüllt nach dem Besitz desselben lüstern geworden ist und so der mächtige Reiz der Vorstellung mit dem vererbten Hang zusammenwirkt, da bedarf der Verstand eines höheren Lichtes, das in die Seele sich ergießt wie der Sonnenstrahl in das Auge und ihm den Abgrund zeigt, an dem er steht; da bedarf der schwache Wille einer Kraft, die ihn unterstützt, damit er nicht zum Sklaven der Sünde werde."

Dieses Licht von oben, dieses himmlische Licht, diese himmlische Kraft hat Christus uns verdient und der heilige Geist spendet sie uns. Wir nennen deßhalb beides die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn. Sie brauchen wir zum Vollbringen des Guten in seinem Anfang, Fortgang und seiner Vollendung; sie brauchen wir zum Eingreifen im Kampfe gegen das Böse. In ihrem Besitz dürfen wir mit dem Apostel rufen: „Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt."

Wie nothwendig uns diese Gnade Gottes, diese innere, übernatürliche Hilfe zu einem gottgefälligen Leben ist, erklärt Jesus selbst, wenn er sagt: „Ohne mich vermöget ihr nichts." „Niemand kommt zum

Vater, es sei denn, daß der Vater ihn zieht.“ Paulus verkündet nichts Anderes als die Lehre Christi, wenn er schreibt: „Gott ist es, der in uns das Wollen und das Vollbringen des Guten bewirkt.“ Der Ruf des Herzens nach diesem Licht, nach dieser Kraft von oben ist das Gebet. Jede Art desselben, sei es Lob- oder Dank-, Bitt- oder Sühnegebet, erschließt uns den Born der Gnade, insbesondere das Bittgebet. „Bittet, so werdet ihr empfangen,“ sagt Jesus; „suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgemacht!“ Es gibt noch andere Gnadenmittel; aber das wichtigste unter ihnen ist das Gebet; denn es ist mit allen übrigen Gnadenmitteln verbunden. Es ist so nothwendig, daß es durch nichts Anderes ersetzt werden kann. Während jedes der Sakramente, die ja, und mit Recht, in ganz hervorragendem Sinn Gnadenmittel genannt werden, während selbst die Taufe, dieses erste und nothwendigste Sakrament, ersetzt werden kann durch eine andere Gnade, die Gott dem Menschen schenkt, durch das mit vollkommener Reue verbundene Verlangen nach der Taufe, die Begierdtaufe, oder durch den Martertod um Christi willen, die Bluttaufe, kann das Gebet durch nichts Anderes ersetzt werden. Darum der alte Spruch: „Wer recht betet, der lebt recht.“

Das Gebet und der Gebrauch der übrigen von Jesus angeordneten Gnadenmittel werden dem schwachen Menschen die mächtige Hilfe Gottes verschaffen in dem fortwährenden Kampf gegen der

Sünde dreifache Gestalt, die Habsucht, die Genußsucht, die Hoffart der Welt. In dieser Hilfe von oben liegt für ihn die Möglichkeit, im Guten ausharren zu können bis an das Ende des Lebens.

Die Gnade hilft aber nur dem Willen zum Vollbringen des Guten, sie nöthigt ihn nicht dazu. Wir müssen das Gute thun, d. i. unsere freie Mitwirkung mit der Gnade erzeugt das sittlich gute Werk, niemals die Gnade allein. Gott hat uns erlöst ohne unser Zuthun, aber er rechtfertigt uns nicht ohne unser Zuthun. Darum kann der Mensch der Gnade Gottes auch widerstehen, sein Herz, wie es im Buch der Psalmen heißt, gegen die Stimme Gottes verhärten, aus der Gnade Gottes fallen und durch die von ihm frei gewollte schwere Sünde das Leben der Seele, die Kindschaft Gottes, die heiligmachende Gnade verlieren.

Wohl möchte der Leichtsinn sich gerne vorspiegeln, es sei nichts so Arges um eine Sünde, oder mit dem Frevler der Schrift rufen: „Ich habe gesündigt, was ist mir Uebles widerfahren?" Statt aller Erörterungen und Widerlegungen solcher Denk- und Redeweise zeige ich dir Christus am Oelberg in seiner namenlosen Angst, Christus an der Geiselsäule, unter der Dornenkrone, Christus als Eccehomo, Christus auf dem Schmerzensweg zum Calvarienhügel, Christus am Kreuz in seiner Blöße, in seinen Wunden, in seiner Verlassenheit. Sieh, dieß alles

hat ihm die Sünde angethan. Die Sünden Aller haben ihn an's Kreuz genagelt, und wenn die schwere Sünde, die du begehst, auch zweitausend Jahre entfernt ist von dem Augenblick, da der menschgewordene Gottessohn für die Sünden Aller am Kreuze hing, so ist es doch auch deine Sünde, die ihm das Kreuz zubereitet. Ich meine, dieß Eine genüge, uns zur Erkenntniß zu verhelfen, welch' ein Verbrechen gegen Gott die schwere Sünde sei, und die Worte, die Jesus auf dem Kreuzweg gesprochen, nie aus unserm Herzen entschwinden zu lassen: „Wenn solches am grünen Holze geschieht, was wird erst am dürren geschehen?" Was der Mensch säet, das erntet er auch. In der schweren Sünde trennt er sich von Gott, wählt statt des Lichtes die Finsterniß, statt des Lebens den Tod. Gottes Gerechtigkeit muß ihm widerfahren lassen, was er selbst gewollt. Stirbt er in der Trennung von Gott, so wird die Trennung im Augenblick, da das Thor der Ewigkeit der abgeschiedenen Seele sich aufthut, zur ewigen Trennung, zur ewigen Verwerfung, zur ewigen Pein, die Jesus Christus — jedes seiner Worte ist ja untrügliche Wahrheit — als ewige Nacht, ewiges Feuer, ewiges Heulen und Zähneknirschen uns geoffenbaret hat.

Wie aber, wenn den Gefallenen Reue beschleicht und Sehnsucht nach dem verlorenen Frieden? Ist und bleibt er seinem selbstverschuldeten Unglück überlassen, oder hat er Hoffnung, in den finstern Abgrund

seines Herzens noch einmal das Licht der Gnade hineinleuchten zu sehen? Wird der tief beleidigte Vater den verlorenen Sohn wieder aufnehmen und als sein Kind anerkennen?

O so groß ist die Barmherzigkeit Gottes, daß der sündige Mensch in diesem Leben nicht nur einmal, sondern wiederholt die verlorene Gnade der Rechtfertigung wieder erlangen kann. Jesus Christus, der in unsagbarer und unermeßlicher Liebe für uns in den Tod gegangen ist, wollte unser ewiges Geschick nicht von einer einmaligen Rechtfertigung durch die Taufe abhängig machen; darum hat er neben die Taufe ein anderes Gnadenmittel gestellt, in welchem der nach der Taufe Gefallene Entschädigung und Heilung finden kann, das Sakrament der Buße.

Sünden kann nur Gott vergeben oder jener Mensch, den Gott mit der Gewalt hiezu ausgerüstet hat. Diese Gewalt hat Jesus in ganz feierlicher Weise seinen Aposteln mit den Worten übertragen: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch. Empfanget den heiligen Geist. Denen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Mit diesen Worten, die natürlich wie für die Apostel, so auch für deren Nachfolger Geltung haben, so lange die Welt steht, ist der Richterstuhl Gottes aus dem Jenseits in das

Diesseits gestellt und das Gericht Gottes aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit des Erdenlebens verlegt. Es heißt dieses Gericht des Erbarmens das Bußgericht, weil das große Werk der Entsündigung und Heiligung durch Gottes Barmherzigkeit auf Grund der Verdienste Christi bedingt ist durch verschiedene Akte, welche der Sünder hiebei zu vollbringen hat. Der erste Akt ist die Reue, d. i. der Schmerz der Seele über die begangenen Missethaten, weil sie dadurch Gott, das höchste und liebenswürdigste Gut, beleidigt hat, verbunden mit dem ernsten Willen der Umkehr. Der zweite Akt ist das Bekenntniß, d. i. die spezielle Offenbarung aller schweren Sünden vor dem von Gott bestellten Richter, welcher ja nicht bloß vergeben, sondern auch behalten, also für und wider entscheiden soll und zu diesem Zweck mit den einzelnen Sünden bekannt gemacht werden muß. Die wahre Reue drängt ja das Herz förmlich zum Geständniß. Wie mancher ist schon aus fernen Ländern oder über das Meer zurückgekehrt, um eine verbrecherische That vor dem irdischen Richter zu offenbaren, deren Zeuge nur das Auge Gottes gewesen, weil ihm, wie er sagte, sein Gewissen keine Ruhe mehr gelassen hat! In dem Bekenntniß wirft der Sünder die Sünde von sich, wälzt den Alp von seiner Seele und findet die Ruhe und den Frieden wieder. Wie leicht ist dem Herzen nach einer guten Beicht, zum Sterben leicht, wie schon mancher ausgerufen, der nach langer Irrfahrt in dieser tröstlichen

Anstalt Christi den Weg zum verlassenen Vaterhaus Gottes wieder gefunden hat. Er hat ja jetzt das durch keinen andern Trost zu ersetzende Bewußtsein: Alles ist vergeben, Alles ist vergessen. Die Welt vergibt und vergißt nicht. Ist Jemand vor ihr gefallen, sie gedenkt es ihm, so lange er lebt, ja selbst nach dem Tode noch. Nur Gott verzeiht Alles und vergißt Alles im Sakrament der Buße. Noch mehr; im Himmel, versichert uns Jesus, sei eine größere Freude über einen einzigen Sünder, der Buße thue, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.

In dem Geständniß liegt schon ein großes Stück Sühne. Darum dringt auch der weltliche Richter auf das Geständniß des Angeklagten. Wenn ein solcher auch tausendmal durch Zeugen seiner Unthat überführt ist, so will der Richter trotzdem das Geständniß haben. Ein reumüthiges Geständniß erweckt mitleidige Theilnahme auch bei dem größten Verbrecher, während der verstockte Läugner auf's tiefste verabscheut wird.

Daß das spezielle Sündenbekenntniß oder die Ohrenbeicht, wie dasselbe gewöhnlich genannt wird, nicht, wie oft von ausserkirchlicher Seite behauptet wird, eine Erfindung späterer Jahrhunderte ist, sondern von Anfang an Praxis der christlichen Kirche war, dafür will ich nur drei Zeugen anführen.

Origenes redet einmal seine Zuhörer mit den Worten an: „Höre, was die Gesetzesvorschrift an-

ordnet: Hat Jemand in einem Stücke sich versündigt, so sage er die Sünde, die er begangen hat!" Damit aber kein Zweifel sei, wem die Sünden, auch die „in den geheimsten Gedanken" begangenen, geoffenbart werden müssen, sagt er bei anderer Gelegenheit: „. . . nicht bloß Gott, sondern auch denen, welche die Wunden unserer Sünden heilen können." Wer sind aber diese Männer, vor denen die Sünden, auch die geheimsten, bekannt werden müssen? Diejenigen, sagt Origenes, welche Jesus angehaucht hat, gleichwie die Apostel, also die Nachfolger der Apostel.

Tertullian betont die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses, nicht zwar als wüßte Gott die Sünden nicht, sondern insoferne, als aus dem Bekenntniß die Buße hervorgeht und durch die Buße hinwieder Gott besänftigt wird. Daß der berühmte Vertheidiger des Christenthums hiebei nicht an ein bloß allgemeines Sündenbekenntniß gedacht hat, beweist er durch seine Warnung vor falscher Scham. „Wahrlich," ruft er, „das ist mir eine schöne Schamhaftigkeit. Zum Sündigen erhebst du keck die Stimme; wenn es aber gilt, dafür abzubitten, verbirgst du sie. Ist es besser, im Geheimen verdammt, als öffentlich losgesprochen zu werden?"

Der große Bischof von Constantinopel, Chrysostomus († 406) schärft in seinen wunderschönen Homilien oftmals die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses vor dem Priester ein. Ihm, dem Arzt,

sollen wir die Wunden zeigen und Heilung erlangen. Eine Schande sei es, zu sündigen, nicht aber, die Sünden zu bekennen. Erröthen soll man, Sünden zu begehen, nicht aber, Sünden zu gestehen. „Ich zwinge dich nicht,“ ruft er einmal, „vor vielen Zeugen es wissen zu lassen; mir allein sage deine geheimen Sünden, damit ich die Wunden heile!“

Als Jesus das Bußsakrament anordnete, war den Juden das Sündenbekenntniß vor dem Priester etwas längst Bekanntes. Die Handauflegung bei dem Sühnopfer erfolgte erst nach dem Bekenntniß der Sünden. Wenn es bei Jesus Sirach heißt: „Schäme dich nicht, deine Sünden zu bekennen,“ und im Buche der Sprüche: „Wer seine Missethaten verheimlicht, dem wird es nicht wohl ergehen, wer sie aber bekennt und unterläßt, der wird Barmherzigkeit erlangen,“ so weist dieß doch ganz bestimmt auf ein spezielles Geständniß der Sünden hin; denn verheimlichen lassen sich die Sünden ja doch nur vor Menschen, nicht aber vor dem allwissenden Gott.

Der dritte und letzte Akt des reumüthigen Sünders, durch welchen die sakramentale Buße ihre Vollendung erreicht, ist der Wille desselben, für die begangenen Sünden Genugthuung zu leisten einerseits dadurch, daß dieser Wille sich darauf erstreckt, die durch die Sünden angerichteten Uebel, Aergernisse, Unrecht in Bezug auf das Eigenthum, die Ehre 2c. des Nächsten wieder gut zu machen, anderseits die

von dem geistlichen Richter auferlegten Bußwerke zu verrichten als Strafe für die begangenen Sünden, wie ja auch der irdische Richter seine Strafe über jedes Vergehen verhängt. Dabei ist natürlich der Gedanke ganz und gar ausgeschlossen, als ob wir durch die auferlegte oder freiwillige Buße vermeinten, aus uns Gott Genugthuung leisten zu können, sondern wir thun dieß in der Gewißheit, daß Christus für uns genug gethan hat. Indem wir aber die auferlegten oder auch freiwilligen Bußwerke verrichten in Gebet, Abtödtung und Werken der Barmherzigkeit oder geduldiger Hinnahme der von Gott verhängten Trübsale und so unsere Genugthuung vereinen mit der Genugthuung Christi, werden wir Christo ähnlich, der für unsere Sünden genug gethan hat, und gewinnen dadurch das sicherste Unterpfand, daß, wenn wir mit ihm dulden, wir auch mit ihm verherrlicht werden.

So hat uns dieser Vortrag belehrt, wie die Taufe den Menschen zum christlichen Leben befähigt, das Bußsakrament das durch persönliches Verschulden ertödtete wieder erweckt. — Der Soldat nennt seine Uniform des Königs Ehrenrock. Auch der Christ trägt sonach ein Ehrenkleid des Königs der Könige, die ihm von Christus verdiente heiligmachende Gnade. Dieses Gewand, in der heiligen Taufe erlangt oder, wenn es verloren war, wieder gewonnen im Sakrament der Buße, ist das Arbeitsgewand des Christen, das allein gottge-

fällige Gewand der Seele. Nur in diesem Gewand haben die Arbeiten des Christen, des Fürsten wie des Taglöhners verdienstlichen Werth vor Gott. Fehlt dem Menschen dieses Kleid, dann sind alle seine Werke, und wären sie in den Augen der Welt noch so groß, nur ein Häuflein Staub, das der Sturm des Weltgerichts hinwegfegen wird!

VIII.

Christus im allerheiligsten Altarsakrament.

„Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut wahrhaft ein Trank.“

Joh. 6, 56.

Ist Jesus der wesensgleiche Sohn Gottes, so ist jedes seiner Worte untrügliche Wahrheit. Wahr ist es also, was er am Morgen nach der wunderbaren Brodvermehrung den Volksschaaren am See Genesareth verkündete: „Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben das Manna gegessen und sind gestorben; wer aber von dem Brode ißt, das vom Himmel gekommen, wird nicht sterben. Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen ist. Wer

von diesem Brode ißt, wird ewig leben. Das Brod aber, welches ich gebe, ist mein Fleisch, das ich hingebe für das Leben der Welt.“ Als aber die Juden, welche diese Worte vernommen, unter sich stritten und sprachen: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?“ da bekräftigte Jesus seine Worte durch den weiteren Ausspruch: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut wahrhaftig ein Trank.“ Und Jesus blieb bei diesen Worten, obwohl Viele seiner Zuhörer sie hart fanden und deßhalb nicht mehr mit ihm wandelten.

Was Jesus so vorherverkündete, das hat er am letzten Abendmahle erfüllt.

Es war das Paschamahl der Juden, das Jesus zum letzten mal mit seinen Jüngern feierte. An diesem Mahle genoß man neben dem Osterlamm ungesäuertes Brod und trank gesegneten Wein. Jesus nahm nun solches Brod in seine Hände und sprach: „Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird!“ Dann nahm

er den Kelch mit Wein und reichte ihn den Jüngern mit den Worten: „Trinket alle daraus, das ist mein Blut, das für euch und für Viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden.“

Das **ist** mein Leib, hat Jesus gesprochen und nicht etwa: darin, in diesem Brod, oder neben diesem Brod ist mein Leib, oder gar: Das bedeutet nur meinen Leib und erinnert an meinen Leib, sondern klar und deutlich: „Das **ist** mein Leib.“ In dem Augenblick also, in welchem Jesus die genannten Worte gesprochen, wurde die Substanz des Brodes, d. i. dasjenige am Brod, was es eben zum Brod macht und als solches von allen materiellen Dingen in der großen Schöpfung unterscheidet, durch ein Wunder der Allmacht des ewigen Gottessohnes in dessen wahrhaftigen, wirklichen und wesentlichen Leib verwandelt, während die in Form, Farbe, Geschmack des Brodes den Sinnen wahrnehmbare Gestalt die Hülle, den Schleier bildeten, unter dem der Leib des Herrn verborgen blieb. Dasselbe Wunder wiederholte sich bei dem Wein, als Jesus die oben angeführten Worte über denselben gesprochen hatte. Da war die Substanz des Weines nicht mehr vorhanden, sondern an ihrer Statt Jesu wahrhaftiges und wirkliches Blut gegenwärtig unter der Hülle der in die Sinne fallenden Weinsgestalt. Wenn das, was Jesus Christus nach den Worten: „Das ist mein Leib“ in den Händen hielt, sein Leib war, dann

konnte es so wenig mehr Brod sein, als Eisen Holz sein kann. Ein Wunder göttlicher Allmacht haben wir vor uns; aber wir kennen ja diese Allmacht. Es ist die nämliche, welche zu Cana Wasser in Wein verwandelt und in der Wüste mit wenigen Broden Tausende gesättigt hat; es ist die nämliche Allmacht, welche dem Sturm auf dem See geboten und den Lazarus vom Tode erweckt hat. Das leibliche Auge vermag nach dem Wunder der Wandlung allerdings nur die Gestalten zu sehen; der Glaube an Jesus, die ewige Wahrheit, weiß aber unter diesen Gestalten den Leib des Herrn gegenwärtig. **Glauben** an die Geheimnisse und nicht **Schauen** derselben fordert Jesus. „Weil du gesehen hast,“ rief er dem Thomas zu, „hast du geglaubt. Selig, die nicht sehen und doch glauben.“

Was Jesus so am letzten Abendmahle gethan, das zu thun beauftragte er die Apostel und ihre Nachfolger mit den Worten: „Thuet dies zu meinem Andenken!“ Daß dieses Thun, daß die Abendmahlsfeier fortgesetzt werden soll bis zum Ende der Welt, sagt uns Paulus mit den Worten: „So oft ihr dieses Brod esset oder aus diesem Kelch trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er wiederkommt.“ Die Abendmahlsfeier oder, wie die katholische Kirche sie nennt, die heilige Messe ist die erhabenste gottesdienstliche Feier und die wahrhaftige Gegenwart Christi unter

den Gestalten von Brod und Wein bei dieser Feier uralter Glaube der Christenheit. Dafür zeugt das Wort des Apostels Paulus: „Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi, und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Herrn?“ Dafür zeugt das Wort des Apostelschülers und ehrwürdigen Martyrerbischofs Ignatius, der von den sogen. Doketen, d. h. den Irrlehrern, welche behaupteten, Christus habe auf Erden keinen wirklichen, sondern einen Scheinleib gehabt, sagt, sie enthalten sich der Eucharistie und des Gebetes, weil sie nicht bekennen, daß die Eucharistie das Fleisch unseres Erlösers Jesus Christus ist, welcher für unsere Sünden gelitten, und welchen der Vater in seiner Huld auferweckt hat.“ Dafür zeugt das Wort eines andern Apostelschülers und Martyrerbischofs Irenäus gegenüber den Häretikern, welche die Auferstehung der Todten läugneten: „Wie können sie sagen, daß das Fleisch der (ewigen) Verwesung anheimfalle, welches doch von dem Leib des Herrn und von seinem Blute genährt wird?“

Justin, der Philosoph und Märtyrer, geboren um das Jahr 100, schreibt in seiner Schutzschrift für den christlichen Glauben, die er an den Kaiser Antoninus Pius, dessen Söhne, an den Senat und das gesammte römische Volk richtete, daß es nicht gemeines Brod und gemeiner Trank sei, was in der Eucharistie empfangen werde, sondern das Fleisch

und Blut des Fleisch gewordenen Jesus.

Ambrosius, Bischof von Mailand, der erste der vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes († 382), schreibt über das allerheiligste Sakrament: „Die Speise, die du empfängst, jenes lebendige Brod, das vom Himmel herabgestiegen ist, verschafft dir die Substanz des ewigen Lebens. Wer immer dieses Brod ißt, wird nicht sterben in Ewigkeit; es ist der Leib Christi." „Das Brod ist Brod vor den sakramentalen Worten. Sobald aber die Consekration dazu tritt, wird aus dem Brod das Fleisch Christi." „Wenn in dem Worte Christi eine solche Gewalt liegt, daß zu entstehen anfing, was nicht war (Himmel, Erde, Meere), um wie viel leichter wirksam ist dieses Wort, das, was bereits ist (das Brod nämlich), in etwas Anderes zu verwandeln!" Also nicht bei oder neben oder in dem Brod ist Christi Fleisch und Blut, sondern das Brod ist durch die Consekration in dasselbe verwandelt.

Des Ambrosius großer Schüler Augustinus, Bischof von Hippo († 430), äussert sich über die Eucharistie in folgenden Worten: „Jenes Brod, das ihr auf dem Altare sehet, geheiligt durch das Wort Gottes, ist der Leib Christi. Jener Kelch, geheiligt durch das Wort Gottes, ist das Blut Christi." — „Christus trug sich selbst in seinen Händen, als er seinen Leib darbietend sprach: „Das ist mein Leib."

In den Katakomben, jenen ehrwürdigen unterirdischen Grabkammern und Kapellen, in welchen die Christen der ersten Jahrhunderte während der Verfolgungszeit ihren Gottesdienst hielten und ihre Todten beisetzten, begegnet das Auge einem Bild, welches einen Fisch darstellt, der einen Korb auf dem Rücken trägt, in welchem sich Brod befindet und ein Gefäß, das wie ein Becher aus Glas aussieht. Dieses Bild erklärt der als Ascet und Gelehrte gleich große heilige Hieronymus († 420) mit den Worten: „Nichts kann reicher sein als derjenige, welcher Christi Leib in einem geflochtenen Korb und Christi Blut in einem gläsernen Kelche trägt.“

Der ehrwürdige Patriarch von Konstantinopel, Chrysostomus († 407) drückt den Glauben an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie in den Worten aus: „Betrachte das nicht, als wäre es noch Brod; glaube nicht, daß es noch Wein ist!“ „Du empfängst da den Leib und das Blut Christi.“ „Nicht Engel, noch Erzengel, nicht die Himmel und die Himmel der Himmel, sondern den Herrn aller dieser zeige ich dir.“ „Siehst du also, wie du das Allerkostbarste auf Erden schauest? Und du schauest es nicht bloß, sondern du berührst es auch; und du berührst es nicht bloß, sondern genießest es auch, und nachdem du es empfangen hast, kehrst du nach Hause zurück.“ „Die sichtbare Handlung vollziehend und jene Worte (d. i. die Consekrationsworte) spre-

chend steht der Priester da; aber es ist die Kraft und Gnade Gottes. „Das ist mein Leib" spricht er. Dieses Wort wandelt die dargebrachten Gaben um."

Hören wir noch die Stimme des letzten großen Kirchenvaters des Morgenlandes, Johannes Damascenus, der sein Leben mit dem zum Ende gehenden achten Jahrhundert schloß: „Wenn das Wort des Herrn lebendig und wirksam ist und der Herr Alles, was er wollte, gemacht hat, da er sprach: Es werde Licht, und es wurde, es werde das Firmament, und es wurde; wenn der Himmel und die Erde, Wasser, Feuer, Luft und alle ihre Zier durch das Wort des Herrn vollendet wurden und vollends das vielbesprochene Lebewesen, der Mensch . . . kann er dann nicht das Brod zu seinem Leib und den Wein und das (ihm beigemischte) Wasser zu seinem Blute gemacht haben?" Nicht ein Bild des Leibes und Blutes Christi ist das Brod und der Wein, — das sei ferne! — sondern der mit der Gottheit verbundene Leib des Herrn selbst, da der Herr sprach: „Das ist mein" nicht Bild des Leibes, sondern „Leib" und nicht Bild des Blutes, sondern „Blut".

Diese Zeugnisse mögen dafür genügen, daß der Glaube an die wahrhaftige Gegenwart Christi in der Eucharistie, und zwar wohl gemerkt, die Gegenwart unter der Hülle der Gestalten von Brod und Wein uralter Glaube ist, der in der römisch-katho-

lischen Kirche bis auf den heutigen Tag bekannt wird. Und nicht blos in ihr allein. „Fraget," sagt ein berühmter Cardinal unserer Zeit, Wisemann, „den Griechen, welcher gleich Jeremias unter den Ruinen seines früheren Reiches sitzt, an welchem Glaubenssatz er mit inniger Liebe hänge; fraget den Nestorianer, der seit dem fünften Jahrhundert von der Kirche geschieden und Jahrhunderte lang an den äussersten Grenzen Indiens von der übrigen Welt getrennt war; fraget den braunen Abessinier, in dessen Geschichte und Geographie der Name Rom vor unserem Jahrhundert kaum vorkommen dürfte; wandert durch ganz Asien und Afrika, fraget alle die christlichen Stämme der Wüste, der Städte und Berge: sie alle werden sagen, das erste und vornehmste Sakrament sei das vom Leibe und Blute des Herrn, und in dem einen Punkte werden alle übereinstimmen, daß ihr Erlöser sowohl in seiner menschlichen als göttlichen Natur im Sakramente des Altars wirklich gegenwärtig sei!"

Es ist weiters uralter Glaube der katholischen Kirche, daß Jesus in dem Augenblicke der Wandlung wirklich gegenwärtig sei, also vor dem Genuß und nicht etwa erst bei demselben, und folglich auch gegenwärtig bleibe. Dieser Glaube ist zunächst durch die heilige Schrift selbst bezeugt, da Jesus ja die Worte: „Das **ist** mein Leib, das **ist** mein Blut" gesprochen, **bevor** er diesen Leib und dieses sein Blut den Jüngern zum Genuß reichte.

Diesen Glauben bestätigt die Praxis der alten Kirche, das allerheiligste Sakrament für die Kranken in den Kirchen aufzubewahren oder dasselbe für diejenigen, welche aus irgend einem Grund bei der Communion in der Kirche sich nicht einfinden konnten, in deren Wohnungen zu senden, damit sie es dort empfangen könnten.

Basilius, Erzbischof von Cäsarea in Kappadozien, der erste der vier großen Kirchenlehrer des Morgenlandes, dessen Todesjahr, wie oben schon angeführt, das Jahr 379 n. Chr. ist, gestattete sogar die Aufbewahrung der heiligen Eucharistie zu Hause, damit zur Zeit der Verfolgung, oder wenn kein Priester oder Diakon vorhanden ist, der Gläubige die heilige Communion aus seiner eigenen Hand empfange.

Wie hätte man von jeher das Sakrament am Gründonnerstag für die sogen. zerstörte Messe des Charfreitags aufbewahren können, wäre damit nicht der Glaube an die dauernde Gegenwart Christi unter der Brodsgestalt verbunden gewesen!

Noch sind uns aus altchristlicher Zeit thurmartige heilige Gefäße erhalten, die sogen. Artiphorien, in welchen die consekrirte, in das heilige Blut getauchte Hostie für diese Messen aufbewahrt wurde, die früher in der heiligen Fastenzeit alle Tage mit Ausnahme der Samstage und Sonntage gefeiert wurden und in der griechischen Kirche noch gefeiert werden.

Im Tabernakel, dem heiligen Zelt des katholischen Gotteshauses wohnt der im Sakrament gegenwärtige Erlöser inmitten seiner Gemeinde. Es ist darum der Tabernakel das Allerheiligste eines solchen Hauses, und durch die Gegenwart Christi ist dasselbe in Wahrheit ein Haus Gottes, eine Wohnung Gottes unter den Menschen. In der unbegrenzten Weise seiner Allgegenwart bedarf Gott keines Hauses aus Stein; in der sakramentalen Gegenwart ist er nur im Tabernakel des Hauses, das aus Menschenhänden gemacht ist. In dem herrlichen Tempel, den Salomo erbaut hatte, war Gott auch in ganz besonderer Weise in der Wolke über der Bundeslade, die im Allerheiligsten stand, gegenwärtig. Daher die Ehrfurcht der Israeliten vor diesem Tempel, die Sehnsucht und das Heimweh nach diesem Tempel. Wäre das christliche Gotteshaus nichts Anderes als eine Versammlungsstätte der Gemeinde, dann wären wir in Wahrheit armseliger daran als der Israelite, der beim Anblick seiner erhabenen Cultusstätte rufen durfte: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr!" Dadurch aber, daß Jesus in seiner unendlichen Liebe zu uns in der Hülle der Brodsgestalt Tag und Nacht im Scheine des ewigen Lichts im Tabernakel wahrhaftig gegenwärtig ist, steht das ärmste Dorfkirchlein erhabener da als Salomons Tempel in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

Es bedarf nun wohl keines weiteren Beweises dafür, daß die Gegenwart Christi im allerheiligsten

Sakrament uns verpflichtet, ihn in diesem Sakrament demüthigst und mit innigster Liebe anzubeten; demüthigst, weil Jesus in keiner Erscheinung seines irdischen Lebens, weder in der Armuth eines Kindleins in der Krippe, noch in seiner tiefsten Erniedrigung am Kreuz sich so verdemüthigt hat wie unter der Hülle der einfachen Gestalten von Brod und Wein; mit innigster Liebe, weil das allerheiligste Sakrament ja das größte Denkmal seiner unendlichen, unsagbaren Liebe zu uns Menschenkindern ist.

O seliger Gedanke: Im Sakrament ist das nämliche Herz mir nahe, das einst so liebevoll auf Erden für alles leibliche und geistige Elend so warm geschlagen hat und fort und fort jedem offen steht, der vertrauensvoll ihm nahet; sind die nämlichen Hände gegenwärtig, die segnend über die Apostel sich ausstreckten und mit dem nämlichen Segen alle segnen, die im heiligen Glauben diesen Segen begehren in der trostvollen Gewißheit, daß dieser demüthige Glaube sich einst in ewiges Schauen verwandeln werde.

IX.

Die heilige Communion.

„Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“

Joh. 6, 54.

Jesus Christus ist im Altarssakrament wahrhaftig und zwar unter jeder der beiden Gestalten ganz gegenwärtig. Wie Jesus am letzten Abendmahle noch nicht gestorben war, also im Zustand des Lebens unter der Brods- und Weinsgestalt gegenwärtig war, so muß er auch bei jeder nach seinem Auftrag bis zum Ende der Welt stattfindenden Abendmahlsfeier ebenfalls im Zustand des Lebens gegenwärtig sein, da er ja nicht mehr am Kreuze stirbt. Darum kann aber auch sein Blut nicht mehr vom Leibe getrennt werden; darum ist, wo das Fleisch Christi, wo das Blut Christi, auch die Seele und die an sich allgegenwärtige Gottheit Christi.

Wo etwas von Christi Fleisch und Blut, da ist der ganze lebendige, unsterbliche Christus und deßhalb Jesus ganz gegenwärtig unter jeder Gestalt und unter jedem Theile der Gestalt. Er ist gegenwärtig mit seinem vergeistigten oder verklärten, feinen, beweglichen Auferstehungsleibe, der durch verschlossene Thüren gehen konnte wie der Sonnenstrahl durch das harte Glas. Ob die Gestalten auch noch so klein sind, dieß darf uns nicht stoßen. Es ist ja immer nur die Substanz des Brodes und Weines, die in die Substanz des Leibes Christi verwandelt wird, nicht aber in dessen Größe. Die Substanz des Mehles ist in dem Mehlstäubchen, das an einer Nadelspitze hängen bleibt, dieselbe wie in dem Berge von Mehl, das in einem Magazine aufgehäuft ist.

Da die räumlichen Verhältnisse und Bestimmungen auf den substantialen Leib des Herrn keine Anwendung finden können, so ergibt sich daraus, daß Jesus Christus an vielen Orten, zu gleicher Zeit gegenwärtig sein kann. In der unbegrenzten Weise seiner Gottheit ist er überall gegenwärtig, in der sakramentalen Gegenwart aber nur da, wo eben das Sakrament des Altars verrichtet oder aufbewahrt wird. Die Substanz des Weizens, um ein Gleichniß zu gebrauchen, ist überall da, wo ein Weizenkorn sich findet; die Substanz der Sonne, die bei ihrem Erscheinen am Morgen durch den Aether, welchen sie in schwingende Bewegung versetzt, das Licht erzeugt,

ist in Milliarden von Thautropfen dieselbe und zu gleicher Zeit überall da, wo ein Thautropfen vom Licht getroffen wird. Versetze ich vor Tausenden vor Zuhörern durch ein Wort die Luft in schwingende Schallwellen, so ist im nämlichen Augenblick mein Gedanke, dem ich in der Sprache Ausdruck gegeben, in diesen Tausenden gegenwärtig. Solche Analogien erklären selbstverständlich keineswegs das Geheimniß der Gegenwart Christi im Altarssakrament; aber sie erleichtern es dem Verstand, von den natürlichen Geheimnissen, die uns allenthalben umgeben, zu den übernatürlichen emporsteigen.

Wir nennen den Augenblick, da das Fleisch und das Blut des Herrn genossen wird, die Communion, d. i. Gemeinschaft, Vereinigung. Es ist ja die denkbar innigste und höchste Gemeinschaft, in welche der Communizirende mit Gott tritt. Daß der Mensch zur Gemeinschaft mit Gott berufen sei und nicht etwa nur dazu auf der Welt, um den gebrechlichen Körper zu pflegen, dessen Krankenwärter oder gar Sklave zu sein, diesen Zug des Herzens zu Gott hat ja schon die antike Heidenwelt gefühlt. Diese Sehnsucht zeigt sich im Götterglauben und Götterdienst und findet ihren Ausdruck in den Opfermahlen, in denen die Theilnehmer als Tischgenossen der Götter gelten wollten. Was so die Vorzeit ahnte, das ist im Christenthum erfüllt. In der heiligen Communion wird der Empfänger in Wahrheit Tischgenosse Gottes, Eins mit dem menschgewordenen Gottessohn. Wie

der Vater in Christus und Christus im Vater ist, so ist Christus in dem Empfänger der heiligen Eucharistie und dieser in ihm. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“

Welche Liebe Jesu Christi zu uns Menschen leuchtet uns aus dem heiligen Sakramente seines Fleisches und Blutes entgegen! „Da er die Seinigen liebte,“ schreibt der Apostel, „liebte er sie bis an's Ende.“ Seiner unendlichen, unsagbaren Liebe genügte es nicht, die Herrlichkeit des Himmels zu verlassen, ein armes Kind zu werden, drei und dreißig Jahre auf dem für ihn so rauhen Boden der Erde zu wandeln und zuletzt nach den bittersten Leiden am Holz der Schmach zu verbluten; seine Liebe drängte es, unter der unscheinbaren Hülle der Brods- und Weingestalt gegenwärtig zu sein und in dem heiligen Mahle mit den Seelen, die er durch sein kostbares Blut erkaufte, sich zu vereinigen. Wahrlich, wenn ein Christenherz an nichts anderes denken müßte als an diese Liebe seines Erlösers, es müßte eilen, seinem Rufe zu folgen: „Sieh, ich stehe vor der Thür und klopfe an, und so jemand mich hört und mir aufmacht, so will ich eingehen zu ihm und Abendmahl mit ihm halten!“ Allein der Empfang dieses heiligen Sakraments ist nicht in das Belieben des Christen gestellt; es hängt unserer Seele Seligkeit von demselben ab. „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“

Wie der Leib des Menschen zum Wachsthum und zur Erhaltung der Kräfte der irdischen Nahrung bedarf, so braucht die Seele zum Wachsthum in dem übernatürlichen Leben, zu welchem sie in der Taufe wiedergeboren wurde, zur Erhaltung und Vervollkommnung dieses Lebens eine überirdische, himmlische Nahrung. Sie bedarf dieser Nahrung um so mehr, als sie durch das Erbübel der bösen Begierlichkeit, das ihr bis zum Tode anhaftet, in dem sündigen Garten der Welt zum Genuß von dem verbotenen Baum gereizt wird, dessen Früchte in der Habsucht, Genußsucht und Hoffart so verlockend winken, während der Widersacher von Anbeginn fort und fort zischelt: „Es ist nicht so arg; genieße nur, du wirst dann selbst sein wie Gott!“

„Halt!“ ruft hier wieder der Unglaube. „Schon in der Geschichte vom ersten Sündenfall mußte ich von einem früher gefallenen Engel hören, der die ersten Menschen verführt haben soll, und nun soll es wiederum ein gefallener Engel sein, der auf die Einbildungskraft des Menschen und dessen sinnliches Begehrungsvermögen verderblich einwirkt. Alles dies gehört in das Reich der Märchen, ist Spiel einer verderbten Phantasie. Nichts ist heutzutage unter allen Vernünftigen ein so überwundener Standpunkt als der Glaube an den Teufel.“

Darauf antworte ich: „Wer an Jesus Christus, den Sohn Gottes, glaubt, der muß, wie an die

Existenz der seligen Geister im Himmel, d. i. der Engel, und ihre um das Wohl der Menschen unaufhörliche Thätigkeit, so auch an die Existenz und verderbliche Wirksamkeit der von Gott abgefallenen Engel, der Teufel, glauben.

Zum Beweise hiefür erinnere ich an die Geschichte der Versuchung Jesu, an die Parabel vom Säemann, in welcher Jesus ausdrücklich sagt, daß Einige das Wort Gottes willig hören, der Teufel es aber nachher aus ihrem Herzen nehme, damit sie nicht glaubten und selig würden. Ich erinnere weiter an das Wort des Herrn: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, euch zu sichten wie den Weizen!" Die Apostel haben daher nur die Lehre ihres göttlichen Meisters verkündet, wenn sie wie Petrus zur Wachsamkeit und Nüchternheit mahnen gegen den Teufel und zum Widerstand gegen denselben im Glauben, oder, wie Paulus uns auffordern, die Waffenrüstung Gottes anzulegen, damit wir Stand halten können wider die Nachstellungen des Teufels.

Jesus nennt den Satan den Fürsten dieser Welt und bezeichnet dadurch die Herrschaft, welche der böse Feind durch die Sünde über die Menschheit gewonnen hat, eine Herrschaft, die sich nicht nur im Dämonencultus und Orakelwesen der heidnischen Welt kundgab, sondern sogar bis zur Besitznahme des Leibes in den Besessenen in der Art erstreckte, daß er dem menschlichen Geist die Alleinherrschaft

über den Leib streitig machte, den Leib selbst auf verschiedene Weise quälte, der Organe, welche die Seele zur Kundgabe ihres Denkens und Wollens gebraucht, sich bemächtigte und insbesondere der Zunge des Besessenen zum Sprechen sich bediente.

Auch die Besessenen sind dem Unglauben ein Stein des Anstoßes. Er will die Besessenheit nur als natürliche Krankheit, wie z. B. Veitstanz ꝛc., erklären. Allein Jesus unterscheidet den bösen Geist als eine Persönlichkeit von der Person des Besessenen. „Ich gebiete dir, du tauber und stummer Geist," ruft Jesus, „fahre aus ihm und komme fortan nicht mehr in ihn!" Da schrie er, heißt es in der Erzählung weiter, und schüttelte ihn heftig und fuhr aus von ihm. Ein andermal fragte Jesus den unreinen Geist: „Wie ist dein Name?" Und er (der unreine Geist) sagte zu Jesus: „Mein Name ist Legion; denn unser sind viele." Die Evangelisten erzählen, daß die bösen Geister aus dem Besessenen ausgefahren seien mit dem Ruf: „Du bist Christus, der Sohn Gottes." Jesus aber habe sie nicht weiter reden lassen. Die Evangelisten unterscheiden ausdrücklich neben den Kranken die Besessenen. Jesus übertrug die Gewalt, unreine Geister aus den Besessenen auszutreiben seinen Jüngern. Die Evangelisten Matthäus und Marcus, die uns dies erzählen, berichten auch, mit welchem Erfolg dieselben diese Gewalt ausgeübt haben.

Wenn die Besessenheit zur Zeit Christi besonders häufig war, so läßt sich dies daraus erklären, daß einerseits der böse Feind angesichts des Erlösers seine Gewalt am größten und seinen Trotz am hartnäckigsten zeigen wollte, da er wußte, daß diese große, ihm in Folge der ersten Sünde über die Welt eingeräumte Macht ihrem Ende nahte, anderseits aber die Macht Christi und seiner Jünger über denselben gerade in dieser Austreibung am glänzendsten sich offenbarte und, sagen wir es gleich, auch in der Folge in allen Jahrhunderten der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden sich geoffenbart hat. Noch ist der böse Feind nicht an seinen Ort gebannt. Dies wird erst am Ende der Weltzeit, nach dem großen, für die Ewigkeit entscheidenden Gericht der Fall sein. Wenn auch Jesus Christus die Macht des Teufels durch seinen Sühnetod überwunden hat und diese Ueberwindung als ein Hinauswerfen desselben bezeichnet, so ist damit durchaus nicht gesagt, daß der böse Feind keinen Einfluß mehr in der Welt der Augenlust oder Habsucht, in der Welt der Genußsucht und Hoffart habe, — das Unkraut wächst unter dem Waizen bis zur Zeit der Ernte, — sondern daß der Erlöser demjenigen, der an ihn glaubt, die Mittel erworben habe, diesem Einfluß siegreich zu widerstehen, die Freiheit seines Willens in ihrem vollen Umfang zur Geltung zu bringen und so jede Versuchung zu einem Verdienste zu gestalten, dem ewiger Lohn verheissen ist. Auch der Böse muß Gottes

Absichten dienen. Die Teufelaustreibung im Namen Jesu ist und bleibt eine großartige Manifestation der göttlichen Macht für den Christen, eine ernste Mahnung zur heilsamen Vorsicht im Kampfe dieses Erdenlebens, aber auch eine Aufforderung zu kindlichem Gottvertrauen, dem ja auch der Apostel so schönen Ausdruck verliehen hat, wenn er schreibt: „Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt." Neben der Wachsamkeit und dem aus kindlichem Vertrauen hervorgehenden Gebet ist es aber ganz besonders die Vereinigung mit Christus im allerheiligsten Sakrament, welche dem gewaltigen Andrang sinnlich sündhafter Reize den Zugang zu unserer Seele versperrt. Es lebt ja dann Christus in mir und ich in Christus. Eine Seele, in der Christus lebt, hat das Anrecht auf das ewige Leben, und dieses Anrecht verwandelt sich in ewiges Leben, sobald die Seele der Hülle des Körpers entledigt ist. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, **hat** das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage."

Als der Prophet Elias auf der Flucht vor seinen Feinden vor Müdigkeit in Schlaf gesunken war, erschien ihm ein Engel, rührte ihn an und sprach: „Stehe auf und iß!" Der Prophet schaute auf und sah vor sich ein Brod in Asche gebacken und ein Gefäß mit Wasser. Er aß und trank und schlief wieder ein. Und der Engel des Herrn kam zum zweitenmal, rührte ihn an und sprach: „Erhebe dich

und iß, denn es steht dir eine große Reise bevor!" Er erhob sich, aß und trank und ging in der Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berge Gottes, dem Horeb.

Das menschliche Leben ist ein weiter, mühevoller Pilgergang zum Berge Gottes, zur ewigen Heimath, wohin Christus uns vorangegangen, um, wie er sagte, uns Wohnungen zu bereiten. Auch wir bedürfen der kräftigen Speise auf diesem Weg. Diese Speise ist die heilige Communion.

Nun begreifen wir aber auch, warum die um das ewige Heil ihrer Kinder besorgte Kirche darauf dringt, daß diese mit innigem Verlangen zum heiligen Mahle des ewigen Lebens eilen, daß sie die Himmelsspeise oft genießen. Wir verstehen die schöne Sitte der ersten Jahrhunderte des Christenthums, wenn nicht täglich, so doch an allen Sonn- und Festtagen zu kommunizieren, und das Verlangen derjenigen, die vom Hause nicht abkommen konnten, daheim das allerheiligste Sakrament zu empfangen. Wir begreifen den Trost, den die um des Glaubens willen Gefangenen aus der heiligen Communion in ihren Kerkern schöpften, die Stärke, mit welcher dieselbe sie auf ihrem Todesgang ausrüstete. Wir begreifen die Liebe aller Heiligen zu der göttlichen Seelenspeise, und es sollte uns billig wie Scham überkommen, daß die Kirche infolge zunehmender Lauigkeit das Gebot erlassen mußte, wenigstens einmal im Jahre

zur österlichen Zeit dem Tisch des Herrn sich zu nahen. Wer diesem Gebot nicht mehr nachkommt, gilt ihr als erstorbenes Glied an dem großen, geheimnißvollen Leib, dessen Haupt Christus ist. Wer das Brod des Lebens nicht mehr genießt, hat das Leben nicht mehr in sich. Wo Leben, da ist Verlangen nach Nahrung; wo der Tod eingetreten ist, da hat dieses Verlangen aufgehört. Wohl hat Jesus in dem schönsten aller Gebete uns gelehrt, um das tägliche Brod zu bitten; aber er hat ebenfalls uns gelehrt, mehr als um diese vergängliche Nahrung um jene Speise uns zu bemühen, welche in's ewige Leben verbleibt, um das lebendige Himmelsbrod, das er selbst ist. „Wer dieses Brod ißt, wird leben in Ewigkeit."

Was nun die Ausspendung des allerheiligsten Fleisches und Blutes Christi betrifft, machen unsere von der katholischen Kirche getrennten Brüder, insoweit dieselben noch an die Gegenwart Christi neben oder in dem Brod und Wein im Augenblick des Genusses glauben, uns den Vorwurf, daß der in der katholischen Kirche von Seite der Mitglieder dieser Kirche beliebte Empfang des allerheiligsten Sakraments unter nur einer Gestalt, der des Brodes nämlich, ein unvollständiger, schriftwidriger sei, da sich doch nachweisen lasse, daß von den apostolischen Zeiten an die Communion unter beiden Gestalten ertheilt worden sei. Was ist darauf zu sagen?

Zugegeben, daß achthundert Jahre und darüber der Empfang unter zwei Gestalten die Regel war, ist es ebenso richtig, daß seit der apostolischen Zeit die Communion auch unter einer Gestalt vorkam und zwar wiederum regelmäßig unter der Brodsgestalt. Die Säuglinge, welchen die Communion nach der Taufe gespendet wurde, empfiengen sie unter der alleinigen Gestalt des Weines.

Wir haben weiter oben den Glauben an die dauernde Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakrament aus der geschichtlichen Thatsache erwiesen, daß den Gläubigen die Eucharistie, besonders in den Zeiten der Verfolgung, mit nach Hause gegeben wurde, den Männern in der geschlossenen Hand, den Frauen in dem Linnentuch oder beiden auch in Körbchen und andern Gefäßen, damit sie dieselbe sich spenden könnten. Die Regel für diese Communion war die Brodsgestalt. Dieselbe Regel wurde beobachtet, wenn die Diakonen oder andere Kirchendiener das allerheiligste Sakrament den Kranken oder Gefangenen brachten.

Was hat denn aber die katholische Kirche bestimmt, die Austheilung unter einer Gestalt, der des Brodes nämlich, zur allgemeinen Regel zu machen? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer.

Die Gefahr, die große Gefahr der Verunehrung des heiligen Blutes durch Verschüttung desselben, die kaum, insbesondere bei großem Gedränge, zu ver-

meiden ist, hat ohne Zweifel zu der heute geübten Art der Spendung den Hauptanlaß gegeben. Dieselbe konnte um so leichter eingeführt werden, da ja, wie schon der Abt Rudolf von St. Trond, um irrigen Anschauungen zu begegnen, vor 800 Jahren hervorhebt, Christus in jeder Gestalt ganz gegenwärtig ist. Der Katholik empfängt unter der Brodsgestalt den ganzen lebendigen, verklärten Leib Christi, also nicht bloß das Fleisch, sondern auch das Blut des Herrn. Er wird also in nichts verkürzt, wenn ihm das allerheiligste Sakrament nur unter dieser einen Gestalt gereicht wird.

Aber, so höre ich bereits fragen, warum hat denn Jesus dieses Sakrament unter zweierlei Gestalten eingesetzt? Die katholische Antwort darauf lautet: „Weil Jesus das Altarssakrament nicht bloß als Seelenspeise eingesetzt hat, sondern als Opfer des neuen Bundes, durch welches sein großes Opfer auf Golgatha fort und fort vergegenwärtigt werden sollte.

Zur Communion genügt eine Gestalt, nicht aber zur sakramentalen Feier des Opfertodes Jesu, zur unblutigen Vergegenwärtigung seines Kreuzopfers, welche Jesus am letzten Abendmahl gefeiert und den Aposteln und ihren Nachfolgern zu feiern aufgetragen hat bis zu seiner Wiederkunft.

Diese unblutige Opferfeier ist vorgebildet in dem Opfer von Brod und Wein, das Melchisedek, der

König von Salem, bei der siegreichen Rückkehr Abrahams Gott darbrachte. Auf dieses Opfer hat David in phrophetischem Geiste hingewiesen, wenn er Christum nennt den Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks. Dieses Opfer hat Malachias, der Prophet, verkündet in den Worten: „Ich habe an euch (Juden) kein Wohlgefallen mehr, spricht der Herr der Heerschaaren, und nehme kein Opfer mehr an von eurer Hand; denn vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wird mein Name herrlich werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden."

Dieses Opfer, das Jesus, der ewige Melchisedek, unter den sakramentalen Gestalten von Brod und Wein am letzten Abendmahle stiftete, damit durch dasselbe an allen Orten sein Sühneopfer am Kreuz unblutiger Weise vergegenwärtigt werde, ist das **Meßopfer** der katholischen Kirche.

X.

Das heilige Meßopfer.

„An allen Orten wird meinem Namen ein reines Opfer dargebracht werden.“

Mal. 1, 11.

Nicht nur die Religion ist so alt, als die Menschengeschichte zurückreicht, sondern mit ihr gleichalt ist jene höchste Form der Gottesverehrung, die man Opfer nennt.

Man versteht darunter die mit Gebet verbundene Darbringung einer sichtbaren Gabe zum Zeichen der Anerkennung der Oberherrschaft Gottes über jegliche Creatur.

Wie die Religion, so findet sich auch das Opfer bei allen Völkern und zu allen Zeiten.

Wir wissen nicht nur von den Opfern der ersten Menschen, vom Opfer Kains und Abels,

Noah's, Abrahams, Melchisedeks, von den durch Moses auf Befehl Gottes angeordneten Opfern des Volkes Israel; wir wissen ebenso von den Opfern der Aegypter, der Griechen und Römer, von den Opfern der Hindu und der Perser, wie von den Opfern unserer heidnischen Vorfahren, der Germanen. Wir wissen weiter, daß die Opfer bei diesen Völkern nicht blos in den Anfangsstadien ihres Culturlebens in Uebung waren, sondern daß sie — man denke nur an den Tempel Salomos, an die herrlichen Cultstätten des alten Hellas und Roms — mit der fortgeschrittenen Bildung auch glänzender und zahlreicher wurden.

Wenn der Opferdienst ausartete, hat er dies mit andern schönen und heiligen Dingen gemein, an welche die Verkehrtheit der Menschen ihre entstellende Hand gelegt hat. Der Mißbrauch einer an sich guten Sache berechtigt Niemand, über diese selbst den Stab zu brechen. Die Allgemeinheit des Opfers, das stets als die würdigste Form der Gottesverehrung betrachtet wurde, deutet geradezu auf ein hier zu Grunde liegendes Bedürfniß des menschlichen Herzens. Das Gebet ist die Seele, das Opfer der Leib der äusseren Gottesverehrung.

Mit der Darbringung von Opfern hatte man von jeher einen vierfachen Zweck. Das Opfer sollte Gott verherrlichen, also ein Lobopfer sein. Es sollte Gott durch dasselbe der schuldige Dank für Alles,

was uns seine Güte an Leib und Seele zukommen läßt, dargebracht werden, es sollte also ein Dankopfer sein. Wie das Gebet als Bittgebet zum Himmel steigt, so sollte das Opfer in den mannigfaltigen Anliegen des menschlichen Lebens ein Bittopfer sein. Der letzte, und man darf wohl sagen, der Hauptzweck, welcher von jeher mit dem Opfer verbunden wurde, war das dem Schuldbewußtsein innewohnende Verlangen nach Versöhnung mit dem beleidigten heiligen und gerechten Gott. Es sollte Sühneopfer sein. Allein kein vorchristliches Opfer konnte ein wahrhaftiges Sühneopfer sein. Bis auf Christus, den Erlöser, stand ja die Menschheit unter dem Fluch der Sünde. Das wahre Sühneopfer der Menschheit ist Christus geworden durch seinen Kreuztod, dieses sein blutiges Opfer für die Sünden der Welt. Vom Kreuz des Calvarienberges, an welchem der menschgewordene Gottessohn sein Leben freiwillig dahin gab, ertönen die nämlichen Worte, die Jesus am letzten Abendmahle gesprochen: „Dieß ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieses ist mein Blut, das für euch und für viele wird vergossen werden.“

Das Kreuzopfer Christi ist das größte Opfer, das die Weltgeschichte kennt und kennen wird bis zum Ende der Tage. Es ist das einzige, wahre Sühneopfer für die durch die Schuld Adams aus der Einheit mit Gott gefallene Menschheit, wie dieß Jesus dem Nikodemus verkündet hatte. Durch dieses

eine und einmalige, nie mehr sich wiederholende Opfer sind alle Zwecke der Erlösung verwirklicht: Das Erbarmen Gottes mit der gefallenen Menschheit, Verzeihung der Sünden, Kindschaft Gottes, Hilfe von Seite Gottes im geistigen Kampf des Erdenlebens, ewige Glückseligkeit im Himmel. Dieß alles für alle, welche in Glaube, Hoffnung und Liebe diese Früchte des Opfertodes Jesu sich durch den Gebrauch jener Mittel aneignen, die Christus hiefür angeordnet hat.

Zu diesen Mitteln gehört auch die Theilnahme an der Abendmahlsfeier. Diese Feier ist aber eine Opferfeier.

Was Jesus am Kreuze blutigerweise gethan, das hat er am letzten Abendmahle unblutigerweise schon vergegenwärtigt.

Das letzte Abendmahl war eine **Opferhandlung.** Es erhellt dieß erstens aus den Einsetzungs-Worten: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben, also geopfert wird; das ist mein Blut, das für euch vergossen, also geopfert wird. Es war demnach sein Opferleib, sein Opferblut, was Jesus nach den Wandlungsworten in seinen Händen hielt.

Es erhellt dieß zweitens aus der Sonderung der Gestalten. Hätte Jesus uns seinen heiligsten Fronleichnam nur als Seelenspeise hinterlassen wollen,

so hätte ja eine Gestalt genügt; aber gerade die Sonderung in zwei Gestalten, bei denen unter der einen das Fleisch, unter der anderen das Blut betont wird, obschon Christus unter jeder Gestalt ganz gegenwärtig ist, veranschaulicht uns den Opfercharakter der Eucharistie. Bestanden doch alle blutigen Opfer des alten Bundes darin, daß das Blut vom Fleisch des Opferthieres getrennt wurde. Es ist gerade deßhalb das Abendmahl die lebendige Darstellung des Kreuzopfers Christi, bei welchem ja auch durch die Wunden das Blut vom Leibe getrennt und dadurch der Tod Jesu herbeigeführt wurde.

Das Abendmahlsopfer hatte sein Vorbild in dem Opfer des Priesterkönigs von Salem, welches in der Darbringung von Brod und Wein bestand. Daß dem so ist, erhellt aus der bereits angeführten messianischen Prophezie des 109. Psalms: „Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek." Brod und Wein des melchisedekischen Opfers waren Bild und Schatten des Opfers des himmlischen, des ewigen Priesterkönigs, der am letzten Abendmahle Brod und Wein in seinen Opferleib und in sein Opferblut verwandelte und durch die sinnenfällige Sonderung von Fleisch und Blut in den Gestalten sein eines und einziges Kreuzopfer vergegenwärtigte.

Wenn Jesus die feierliche Einsetzung der Eucharistie mit den Worten schloß: „Thuet dieß zu meinem

Andenken, so enthalten diese Worte den Auftrag an die Apostel, das Nämliche zu thun, was er soeben gethan, Brod und Wein zu wandeln in seinen Opferleib und sein Opferblut und in diesem seinem Fleisch und Blut seine That auf Golgatha zu vergegenwärtigen, wie er sie vergegenwärtigte; also vor dem Genuß eine Opferhandlung zu begehen. Daß die Eucharistie von den Aposteln als eine solche betrachtet wurde, erhellt aus den Worten Pauli, es solle durch den Genuß des Brodes und Kelches der Tod Jesu verkündet werden, bis er wiederkommt, oder aus jener Stelle des Hebräerbriefs des nämlichen Apostels, in welcher er von dem Altar der Christengemeinde spricht, von dem Jene nicht essen dürfen, die der Stiftshütte dienen. Opfer und Altar sind von jeher zwei Begriffe gewesen, von denen jeder den andern voraussetzt. So gewiß die Juden einen Opferaltar hatten, von welchem sie aßen, so gewiß ist der Altar, den Paulus meint, ein Opferaltar, von dem der christlichen Gemeinde der Leib und das Blut des Herrn zum Genuß gereicht wird. Zu Opfer und Altar hat aber von jeher noch ein Drittes gehört. das Priesterthum, durch dessen Hände die Opfergabe auf dem Altar Gott dargebracht wurde. Es heißt das Herz der Wahrheit verschließen, wenn man nicht erkennen will, daß Jesus seine Apostel und deren Nachfolger wie zu Lehrern und Hirten, so auch zu Priestern in seiner Kirche bestimmt hat. Nur sie sind beauftragt, das

heilige Opfer zu feiern. — „Thuet dieß zu meinem Andenken! Nur sie haben die Gewalt, Sünden nachzulassen und zu behalten. Es wäre doch sonderbar, wenn es 1500 Jahre bedurft hätte, um herauszufinden, daß Jesus einen besonderen Priesterstand nicht angeordnet habe. So wenig die Worte, die Moses seinem Volke gesagt: „Ihr seid ein priesterliches Königthum — ein heiliges Volk,“ das alttestamentliche besondere Priesterthum beseitigen wollten, ebenso wenig beabsichtigen diese Worte im Munde des Apostels Petrus die Läugnung eines besonderen Priesterstandes in der Kirche Christi und ebenso wenig die Läugnung einer besonderen königlichen Gewalt.

Die gesammte kirchliche Ueberlieferung bezeugt uns, daß die von Jesus befohlene eucharistische Feier als Opfer betrachtet wurde.

Der Apostelschüler Ignatius schreibt an die Magnesier: „Kommet alle zusammen wie zu einem Tempel, zu einer Opferstätte, zu einem Christus, der von einem Vater hervorgeht.“ Und an die Philadelphier: „Gebrauchet ein Abendmahl; denn es ist ein Fleisch unseres Herrn Jesu Christi und ein Kelch zur Vereinigung seines Blutes, ein Opferaltar wie ein Bischof.“

Der Apostelschüler Irenäus schreibt, daß uns Jesus in der Eucharistie des neuen Bundes neues Opfer gelehrt hat, welches die Kirche, die es von

den Aposteln empfing, in der ganzen Welt Gott, der uns die Speise reicht, darbringt. Es ist dieser berühmte Bischof und Martyrer, der die bereits angeführte Weissagung des Malachias, des letzten der sogenannten kleinen Propheten, wie dieß durch alle Jahrhunderte herauf geschehen ist, auf das neutestamentliche eucharistische Opfer bezieht, d. h. in diesem Opfer die prophetische Weissagung erfüllt sieht.

Wie die oben genannten Apostelschüler sprechen auch Tertullian, Cyprian, Cyrill von Jerusalem, der berühmte Katechet, Hilarius von Poitieres, die großen Väter des Morgenlandes, Basilius, Chrysostomus, ebenso wie die gleich großen des Abendlandes, Ambrosius und Augustinus, vom Opfer der Eucharistie. Auch dem letztern ist dieses Opfer durch das Opfer des Melchisedek vorgebildet und durch Malachias verheißen. Die hinterlassenen Schriftwerke der großen Päpste Leo I. und Gregor I. aus dem 4. und 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und vieler anderer kirchlicher Schriftsteller des 6. und 7. Jahrhunderts, eines Nicetas von Aquileja, Anastasius Sinaita u. a., bezeugen den ständigen Glauben der damaligen Christenheit an den Opfercharakter der Eucharistie.

Nicht minder klar und beweisend sind hiefür die ältesten Liturgien d. i. die bestimmte Ordnung von Gebeten und Ceremonien bei der Feier der heiligen

Eucharistie, wie eine solche uns schon durch die sog. apostolischen Constitutionen, ein in griechischer Sprache abgefaßtes Schriftwerk aus dem Ende des 2. Jahrhunderts erhalten ist. In diesen Constitutionen findet sich neben der Ordnung für die Feier der Eucharistie ein Gebet für die Bischofsweihe, das lautet: „Gib ihm — dem Bischof — durch deinen Christus Theilnahme am heiligen Geist, daß er die Macht habe, Priester zu bestellen, und daß er dir gefallen möge, milden und reinen Herzens, standhaft, schuldlos und untadelig dir darbringend das reine und unblutige Opfer, welches du durch Christus als das Geheimniß des neuen Bundes eingesetzt hast. Die Gebetsformeln der Liturgien selbst bezeichnen oftmals die heilige Eucharistie als Opfer. So heißt es in der dem Apostel Jakobus zugeschriebenen Liturgie der Kirche von Jerusalem: „Es schweige alles sterbliche Fleisch; es stehe da mit Furcht und Zittern; alles Irdische schwinde aus den Gedanken; denn der König der Könige, der Herr der Herren, Christus, unser Gott, geht hervor, um geopfert und den Gläubigen zur Speise gegeben zu werden."

Die koptische, dem heiligen Cyrill von Alexandrien zugeschriebene Liturgie läßt den Priester beten: „Mache uns würdig, o Herr, daß wir dieses heilige, vernünftige, geistige und unblutige Opfer dir darbringen zur Nachlassung unserer Sünden und zur Verzeihung der Fehler deines Volkes!" Es ist

in Wahrheit eine Wolke von Zeugnissen, welche uns den Opfercharakter der Eucharistie bestätigt.

Unser katholischer Glaube, welcher in der Feier des Abendmahls oder der heiligen Messe, wie diese Feier genannt wird, das immerwährende Opfer des neuen Bundes sieht, in welchem sich Jesus Christus unter den Gestalten von Brod und Wein seinem himmlischen Vater durch die Hände des Priesters unblutiger Weise opfert, wie er sich einst am Kreuz blutiger Weise geopfert hat, ist der Glaube der ersten Christen, ist der Glaube des ganzen christlichen Alterthums.

In dem heiligen Meßopfer haben wir Katholiken nicht nur die erhabenste Form des Gottesdienstes, welche ja doch das Opfer ist und bleibt, sondern zugleich das denkbar erhabenste Opfer, das Kreuzopfer des menschgewordenen Gottessohnes, in unblutiger, aber wirklicher Vergegenwärtigung. Gegen dieses Opfer sind alle andern Opfer in Wahrheit nur Schatten und Bilder. Eine kostbarere und wohlgefälligere Opfergabe läßt sich nicht denken und ersinnen als der Opferleib und das Opferblut Jesu Christi auf den Altären seiner Kirche in dem feierlichen und überwältigenden Augenblick, da der Priester des neuen Bundes als Nachfolger der Apostel im Auftrag Jesu die Worte über Brod und Wein gesprochen: Das ist mein Leib, das ist mein Blut.

Wie Jesus am letzten Abendmahl sein blutiges Kreuzopfer vergegenwärtigte, das Abendmahl die sakramentale Feier seines Kreuzestodes war, so vergegenwärtigt er seitdem durch die Hände des Priesters sein Opfer auf Golgatha auf den Altären und wird es vergegenwärtigen bis zum Ende der Welt. Das Meßopfer ist wie das letzte Abendmahl die sakramentale Feier seines Opfertodes, der hiedurch unmöglich eine Schmälerung oder Verkleinerung erfährt, da es ja die lebendige Repräsentation des Kreuzopfers ist, wesentlich dasselbe Opfer wie das Kreuzopfer, welches es weder fortsetzt, noch wiederholt, sondern, wie man immer wieder sagen muß, in unblutiger Feier als vollbrachte Versöhnungsthat vor Gott und den Menschen darstellt oder vergegenwärtigt.

Weil die heilige Messe das erhabenste Opfer, ist sie naturnothwendig das Gott wohlgefälligste, weil vollkommenste Anbetungs-, Dank-, Bitt- und Sühnopfer.

Sie ist das Anbetungsopfer im Geist und in der Wahrheit, wie es Christus am Jakobsbrunnen verkündet hat. Das Opfer ist ja seiner Natur nach an erster Stelle ein Akt der Verherrlichung Gottes. Das vollkommenste Opfer ist darum auch die vollkommenste Verherrlichung des Allerhöchsten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne.

Die heilige Messe ist das vollkommenste Dankopfer. Denn in ihr haben wir die reichste Dankesgabe, die wir Gott für alle Wohlthaten an Leib und Seele zu Füßen legen können, den Opferleib und das Opferblut Jesu Christi.

Die heilige Messe ist das vollkommenste Bittopfer, weil Christus selbst es ist, der hier für uns bittet, und wir unsere armseligen Bitten unterstützen durch die kostbare Gabe des Leibes und des Blutes des Herrn.

Die heilige Messe ist das vollkommenste Sühnopfer. Hat doch Christus selbst als solches es eingesetzt, da er sprach: „Das ist mein Leib zur Vergebung der Sünden.“ Den Sühnepreis, den Jesus am Kreuz für unsere Sünden bezahlt hat, bietet er fort und fort dem himmlischen Vater im unblutigen Opfer dar zur Nachlassung der Sünden und Sündenstrafen für die Lebenden und für die abgeschiedenen, im Reinigungsort büßenden Seelen.

Es begreift sich deßhalb, warum die heilige Messe die vornehmste und würdigste gottesdienstliche Feier der katholischen Kirche ist, ihr größtes Kleinod, der Gläubigen kostbarster Schatz, die Quelle der reichsten Gnaden, die im Kreuzopfer durch Christus verdient, in der eucharistischen Feier dieses Opfers den Lebenden und den büßenden Seelen im Jenseits zugewendet werden.

Zu dieser schönsten und erhabensten Culthandlung versammelten sich die Gläubigen während der Martyrerzeit der Kirche in den Katakomben, wie später, als die Kirche ihre segensvolle Wirksamkeit frei entfalten durfte, in den herrlichen Domen, die frommer Sinn dem Heiland im Tabernakel erbaute. Das heilige Opfer übte und übt seine anziehende Kraft nicht nur in diesen Meisterwerken christlicher Architektur, sondern ebenso in der kleinsten Dorfkirche und in letzterer ebenso, wie in der ärmlichen Kapelle oder in dem Zelt, das dem Missionär in heidnischen Ländern als Gotteshaus dienen muß. Das heilige Meßopfer geht — um in der alten Sprachweise zu reden — mit der Sonne um die Erde, und es vergeht in der That jahraus jahrein kein Augenblick, da nicht die Golgathathat vergegenwärtigt wird und das blutige Drama der Welterlösung immer auf's Neue unblutiger Weise sich vollzieht. In diesem Gedanken sind, wie ein christlicher Denker so schön sagt, alle Altäre *ein* Altar, alle Opfer *ein* Opfer, alle Priester *ein* Priester. Und Alles, was auf Erden ringt und streitet, bangt und zagt, Versöhnung begehrt und Erlösung, — Alles liegt vor diesem Altar. Und das „Kyrie Eleison" des Priesters, es ist der Ruf der großen Gemeinde Gottes von allen Punkten des Raumes und der Zeit, die da ruft im tiefen Schuldgefühl, im schmerzlichen Bewußtsein ihres Elends und ihrer Sünde: „Herr, erbarme dich unser! Und im Gloria mischt die Erde ihre Stimme in den

Jubel der Engelchöre, und im Credo sprechen die Völker in allen Sprachen ihren Glauben aus an den, der herabgestiegen ist aus der Höhe in die Tiefe, um ein Opfer zu werden für die Sünden der Welt, und an die erlösende, versöhnende und heiligende Kraft seines Opfers. Und die Erde bringt ihr Bestes dar, Brod und Wein, daß es Christi Fleisch und Blut werde. Und als Opfer erscheint „das Lamm geschlachtet vom Anfang der Welt", das der Welt Sünden trägt. Es fließt herab vom Altar das heilige Blut, dahin über Millionen Seelen; es träufelt Gnade und Vergebung auf die Häupter der Leidenden, es strömt hin über die ganze Schöpfung. Und mit des Priesters Händen ist unsichtbar erhoben Christi Hand, und sein Segen geht aus über alle Creatur.

Die heilige Opferfeier vollzieht sich unter verschiedenen Gebeten, Lesungen und Ceremonien. Sie haben ihre schöne, wichtige, die Ehrfurcht und Andacht fördernde Bedeutung. Aber, so lautet hier die Einwendung, die im 12. Jahrhundert zum ersten mal gemacht und seitdem öfters wiederholt worden ist: „Warum geschehen diese Gebete und Gesänge, diese Lesungen in lateinischer Sprache? Wie kann das Volk einen Gewinn haben von einer gottesdienstlichen Feier, deren Sprache es nicht versteht?"

Darauf folgende Antwort:

Das Wesen des Opfers ist nicht die **Sprache**, sondern die **Handlung**. Der Hauptgewinn für die

Gläubigen liegt also darin, daß sie ein Verständniß für die **Opferhandlung**, für den Ritus, die Ceremonien derselben haben. Und dieses Verständniß, das ja hinreicht zu lebensvoller Betheiligung des Volkes und zur Mitfeier des heiligen Opfers mit dem Priester, der als Stellvertreter des ewigen Hohenpriesters, durch den dieser sein Mittleramt zwischen Gott und den Menschen ausübt, am Altare steht, fehlt keinem unterrichteten katholischen Christen. Den Unterricht hierüber empfängt das katholische Kind in der Schule und später in der Christenlehre, die ja nach dem Wunsch und Willen der Kirche auch die Erwachsenen möglichst zahlreich besuchen sollen, damit all das, was sie im religiösen Unterricht in ihrer Jugendzeit gelernt haben, immer wieder aufgefrischt werde. Auch in der Predigt soll, so hat die Kirche öfters, zuletzt noch auf dem Concil zu Trient verordnet, unter Anderem auch irgend ein Geheimniß des heiligen Opfers erklärt werden. Zudem ist die heilige Opferfeier dem Katholiken an Sonn- und Feiertagen zur streng verbindlichen Pflicht gemacht, wodurch derselbe an und für sich schon bezüglich des Ritus der heiligen Messe auf dem Laufenden bleibt. Unterstützt wird er hiebei durch die von der Kirche gutgeheissenen Andachtsbücher zu kirchlichem und Belehrungsbücher zum häuslichen Gebrauch.

Ein so unterrichteter Katholik folgt dem Gang der heiligen Opferfeier mit größtem Verständniß. Er

kennt die Bedeutung des Staffelgebetes und den Hauptttheil desselben, das Confiteor, d. i. das Reuegebet, offene Schuld genannt, das Erste und Nothwendigste für den sündigen Menschen bei Beginn der heiligsten gottesdienstlichen Feier, welche die katholische Kirche kennt. Er weiß, daß der Introitus, der Eingang, den Festgedanken einer heiligen Zeit des Kirchenjahres oder den besondern Zweck der heiligen Opferfeier kurz ausspricht. Er kennt das neunmalige Kyrie, Herr, erbarme dich unser, Christus, erbarme dich unser, den englischen Lobgesang, das Gloria. Er versteht die Aufforderung Oremus, lasset uns beten, und trägt seine eigensten Anliegen und Herzensbedürfnisse vertrauensvoll Gott vor per Dominum nostrum Jesum Christum, durch unsern Herrn Jesum Christum; vertrauensvoll, da er aus dem Munde Christi die Verheißung kennt: „Was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Epistel und Evangelium hat er in der Muttersprache vor der heiligen Messe des Sonntags von der Kanzel aus vernommen und vielleicht schon vorher zu Hause gelesen. Wenn der Priester nach dem Credo, dem apostolischen Glaubensbekenntniß, die Gaben von Brod und Wein zum heiligsten und höchsten Zweck aussondert und weiht und Gott darbringt, legt der Gläubige auf die goldene Opferschale das Gott wohlgefällige Opfer seines reumütigen zerknirschten Herzens. Er stimmt in der Präfation ein in den Jubelgesang der Engelchöre:

Sanctus, Sanctus, Sanctus, Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth und grüßt den kommenden Erlöser mit Jerusalems Bewohnern: Hosanna dem Sohne Davids! Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in den Höhen! In dem nun folgenden Kanon gedenkt er mit dem Priester aller Lebenden, für die er beten will, oder für die er zu beten schuldig ist, und ist der heiligste Augenblick der Meßfeier gekommen, und schauen die Augen seines Glaubens den Heiland in den sakramentalen Gestalten des Brodes und Weines, so liegt er betend auf den Knieen, und sein Herz nur spricht die Worte: „Jesus, dir lebe ich, Jesus, dir sterbe ich, Jesus, dein bin ich im Leben und im Tode!" Wieder ein Memento des Priesters nach der heiligen Wandlung ist es, das ihn mahnet, der Todten zu gedenken, die im Reinigungsort sich befinden, besonders derjenigen, für die er vor allem zu beten verpflichtet ist, damit ihnen aus der Kraft des heiligen Opfers Linderung ihrer Peinen und Abkürzung ihrer Bußzeit zu Theil werde. In Glaube, Hoffnung, Liebe, Demuth, Reue und sehnsüchtigem Verlangen nach der Einkehr Jesu bereitet er sich nunmehr mit dem Priester auf die heilige Communion vor. Mit dem Priester betet er das Pater noster, d. i. das Vater unser; mit dem Priester spricht er: Agnus Dei, Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme dich unser, Domine, non sum dignus, O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter

mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund! Nach der Communion des Priesters reicht dieser dem Gläubigen den Leib des Herrn. Empfängt er aber die Communion nicht wirklich, so wird er durch die gerade genannten Andachtsübungen und das innige Verlangen, in gnadenvolle Vereinigung mit Jesus zu gelangen — die sogenannte geistliche Communion — reichen Antheil an den Wirkungen erhalten, welche an die wirkliche Communion geknüpft sind, Vermehrung der heiligmachenden Gnade, freudige Bereitwilligkeit zur Befolgung der Gebote Gottes und der Kirche und zur geduldigen Ertragung der Leiden. Er kennt in dem Schlußevangelium nach dem Evangelisten Johannes die Worte, die uns das Geheimniß der Menschwerdung des ewigen Gottessohnes in's Gedächtniß rufen: Et verbum caro factum est et habitavit in nobis, und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Mit dem Segenswunsch des Priesters, der ihm im Verlauf der heiligen Opferfeier wiederholt in dem Dominus vobiscum, der Herr sei mit euch, zu einer recht gnadenvollen, heiligen Feier zu Theil geworden, verläßt der Gläubige das Gotteshaus. Es hat dieser Schlußsegen die schöne Bedeutung, es möge der dreieinige und dreipersönliche Gott in Kraft des heiligen Opfers draußen im Berufsleben mit dem Gläubigen sein, ihm schützend zur Seite stehen und alle seine Unternehmungen und Arbeiten fördern zu seinem zeitlichen und ewigen Heil.

Und nun wage Jemand zu sagen, daß der katholische Christ nicht verständniß- und lebensvoll der heiligen Messe beiwohnen, die heilige Messe mitfeiern könne, wenn dieselbe auch in der lateinischen Sprache gefeiert wird.

„Ja, aber warum die lateinische Sprache?" „Wird doch die Messe auf dem weiten Erdenrund gegenwärtig in etwa zwölf Sprachen gefeiert." „Könnte daher in Deutschland nicht auch die deutsche Sprache bei der Meßfeier in Anwendung kommen?"

Dieß könnte an und für sich wohl geschehen; allein die Kirche hat die schwerwiegendsten Gründe, die lateinische Sprache nicht aus der Liturgie des heiligen Opfers verdrängen zu lassen.

Diese Sprache ist die Sprache der römischen Mutterkirche von Anfang ihres Bestehens. Es war die Sprache der Liturgie in den Katakomben, der Liturgie der heiligen Märtyrer, und deßhalb ist sie durch ihr Alterthum und ihren steten Gebrauch überaus ehrwürdig.

Die Liturgie in dieser einen Sprache im ganzen Abendland ist eine sichtbare Darstellung der römisch-katholischen Glaubenseinheit. Wie schön und erhebend ist es für ein katholisches Herz, in fremden Landen, unter Völkern, deren Sprache es nicht versteht, in der heiligen Meßfeier sich wieder wie daheim zu finden! Als ich einmal mit einem armen

italienischen Knaben, der kein deutsches Wort verstand, in seiner Muttersprache von der fernen Heimath redete und ihm zuletzt sagte: „Nun, in der Kirche bei uns während der heiligen Messe bist du ja auch daheim; da hörst du die nämlichen Worte, die du daheim gehört, und siehst die nämlichen heiligen Handlungen, die du daheim gesehen hast,“ da leuchteten seine dunklen Augen, und freudig sagte er: Si Signore, es ist wahr, Herr!“ Die Liturgie in dieser einen Sprache ist nicht nur ein Bild der kirchlichen Einheit, sondern trägt auch unzweifelhaft viel bei zur Einheit und Reinheit des Glaubens und bildet so die beste Schutzwehr gegen alles Sonder- oder sogenannte Nationalkirchenthum, diesen Tod des kirchlichen Lebens. Diese Einheit der Sprache unter vielen Nationen wird aber nur gewährleistet durch eine unveränderliche, also todte Sprache, nicht aber durch eine in steter Umbildung begriffene lebende Sprache, die zudem für eine jede Nation wieder nur verschieden wäre. Diese todte Sprache webt um das größte Mysterium der christlichen Kirche, das heilige Opfer, einen geheimnißvollen, heiligen Schleier und macht dieses selbst dadurch dem Volke ehrwürdiger und weihevoller.

Der ebenso gelehrte als frommsinnige Thalhofer bemerkt weiter: „Abgesehen davon, daß in größeren Kirchen viele bei der Meßfeier Anwesende die die heilige Opferhandlung begleitenden Gebete nicht zu vernehmen im Stande wären, würden die Gläubigen,

selbst wenn Alles und jedes Wort zu ihren Ohren dringen könnte, um den Vortheil gebracht, nach ihrer leid- und freudvollen Stimmung, ihre Bedürfnisse und Anliegen an die Opferhandlung durch Anbeten, Danksagen und Bitten anschließen zu können, die Erbauung des Volkes, die Frömmigkeit würde durch die deutsche Liturgie gewiß nicht gefördert. Im Gegentheil darf mit Recht behauptet werden, die Ehrfurcht vor den heiligen Geheimnissen würde schwinden, die Andacht erkalten und der Besuch des Gottesdienstes sich vermindern.

Darum hat die lateinische Sprache bei der Feier des heiligen Opfers das gläubige Volk noch niemals abgestoßen, und wenn im Laufe der Zeit der Ruf nach deutscher Meßliturgie da und dort sich erhoben hat, aus verständnißvollen, wahrhaft gläubig-frommen Kreisen ist dieser Ruf nie ausgegangen. Wohl aber haben die frommen Katholiken zur Zeit der sogenannten Josephinischen Aufklärung sich gegen die Einführung der deutschen Liturgie oftmals geradezu aufgelehnt, weil sie in dieser ihnen angepriesenen Neuerung nicht bloß einen Bruch mit einem fast zweitausendjährigen Herkommen, sondern eine Entweihung des größten, Gott wohlgefälligsten und gnadenreichsten Mysteriums ihres Glaubens sahen.

Denn dieß ist und bleibt für jedes katholische Herz das heilige Meßopfer.

XI.

Die evangelischen Räthe.

„Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin und verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz haben im Himmel, und komme und folge mir nach!“

Matth. 19, 21.

Eines Tages trat ein Jüngling vor Jesus hin und fragte ihn: „Guter Meister, was soll ich thun, damit ich das ewige Leben habe?“ Die Antwort lautete: „Wenn du in das Leben eingehen willst, so halte die Gebote.“ Und auf die weitere Frage des Jünglings: „Welche Gebote?“ nennt ihm Jesus einige der vorzüglichsten Gebote Gottes, wie sie ja dem Fragesteller bekannt waren: „Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter; liebe den Nächsten wie dich selbst.“ Als hierauf der Jüngling

entgegnete: „Alles dieses habe ich von Jugend auf beachtet; worin bin ich noch zurück?“ sagte ihm Jesus: „Wenn du vollkommen sein willst, gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; und komme und folge mir nach!“

Diese Antwort Jesu zeigt klar und deutlich, daß es, wie auch der Jüngling ahnte, über das zur Erlangung des ewigen Lebens Gebotene und deßhalb für alle Nothwendige noch höhere Stufen der Gottesliebe gebe, die zu ersteigen denjenigen gerathen, also nicht geboten werden, die, wie Jesus sich ausdrückt, es fassen können. Jesus sagt dem Jüngling nicht: „Bleibe bei dem, was du bisher gethan hast, und beruhige dich dabei, sondern er weist ihn auf etwas Höheres, über das bloß Pflichtgemäße Hinausgehende, wenn er ihm zuruft: „Verkaufe Alles, was du hast, und schenke es den Armen!“ Er weist ihn auf etwas über das blos Pflichtgemäße Hinausgehendes hin, wenn er ihm sagt: „Komme zu mir und folge mir nach!“ Es ist ein Rath zur freiwilligen Armuth, ein Rath zum Gehorsam, den Jesus dem Jüngling ertheilt, wie es ein Rath und kein Gebot ist, den Jesus, kurz ehe er die Kleinen segnete, denen gab, die es fassen können, nämlich um des Himmels willen jungfräulich zu leben. Ein solcher Rath liegt auch in den Worten Jesu: „Wer verlassen hat Haus oder Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, Weib oder Kinder oder Äcker

um meines Namens willen, der wird Hundertfaches dafür erhalten und das ewige Leben besitzen."

Wie es sonnenklar ist, daß freiwillige Armuth, selbstgewählte lebenslängliche Jungfräulichkeit, selbstgewählter lebenslänglicher Gehorsam unter einem Gottes Stelle vertretenden Obern nicht für alle Menschen geboten sein könne, weil ja durch ein solches Gebot die Bedingungen der Forterxistenz der Menschheit auf Erden aufgehoben wäre, so ist es nicht weniger klar, daß die verhältnißmäßig Wenigen, welche diesen Räthen folgen, weil sie es fassen können — der reiche Jüngling vermochte es nicht — dadurch Christus in der vollkommensten Weise ähnlich werden, da ja auch Jesus freiwillig arm geworden, so daß er nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte, da auch Jesus jungfräulich lebte und seinem himmlischen Vater gehorsam war bis in den Tod am Kreuze.

Es hat darum von Anfang des Christenthums Personen beiderlei Geschlechtes, Personen aus hohen und niedern Ständen gegeben, welche in Befolgung der evangelischen Räthe das Leben Christi zur vollendetsten Darstellung an sich selbst brachten. So hat die ganze erste Christengemeinde in Jerusalem die freiwillige Armuth beobachtet. Was die Virginität, das jungfräuliche Leben betrifft, wissen wir, daß Paulus sie als das Bessere und Vollkommenere empfiehlt und wünscht, es möchten alle wie er sein,

d. h. jungfräulich leben. Dabei verkennt aber der Apostel keineswegs die Bedeutung und Würde der Ehe. Er nennt sie ein großes Sakrament in Christus und der Kirche. Sie ist ihm in ihrer Einheit, Unauflöslichkeit und Fruchtbarkeit ein Bild der wunderbaren Gemeinschaft zwischen Jesus und seiner heiligen Braut, der Kirche. Darum ist in der katholischen Kirche die Ehe von jeher nicht blos als ein von Gott gewollter Stand, sondern als die innigste, durch sakramentale Gnade geweihte, unauflösliche Lebensgemeinschaft betrachtet worden.

Neben dem süßen Namen Mutter gibt es gewiß keinen schönern Namen als den Namen Jungfrau. Das Ideal der Schönheit stellt der Künstler allzeit in jungfräulichen Bildern dar. Es ist die Jungfräulichkeit etwas so Gott Verwandtes, daß jeder nicht ganz verdorbene Mensch das Heilige fühlt, das aus ihr hervorleuchtet. Die Geschichte lehrt uns, welche Ehrfurcht die heidnischen Römer ihren jungfräulichen Vestalinen entgegen brachten, ebenso, welch' hohe Achtung die Jungfrau bei unseren germanischen Vorfahren genoß.

Um wie viel höher mußten erst die Christen ihre Jungfrauen schon aus dem Grunde schätzen, weil diesen in Maria, der heiligsten Jungfrau von Nazareth, das Ideal jungfräulichen Lebens erblüht war. Die höchste Ehre genoßen deßhalb von jeher in der Kirche die gottgeweihten Jungfrauen. Sie

galten als der schönste Schmuck, als Freude und Ruhm des Gottesreiches auf Erden. Die Väter der Kirche erschöpfen sich im Lobe der selbstgewählten Jungfräulichkeit, dieser schönsten Tugend, welche die Träger derselben den Engeln an die Seite stellt. Zu den glänzendsten Sternen am Himmel der Heiligen zählen aus den ersten Zeiten des Christenthums die jungfräulichen Seelen einer heiligen Thekla, Agnes, Cäzilia, Katharina, Agatha, Luzia u. a., welche ausser der Jungfrauenkrone auch noch die Martyrerpalme schmückt.

Wer Jemanden ein Versprechen macht, etwas Gutes zu thun, ist verpflichtet, sein Versprechen zu halten. Thut er es nicht, nennt man ihn treulos. Was so unter Menschen der Brauch ist, gilt um so mehr Gott gegenüber. Sobald Jemand Gott versprochen oder gelobt hat, die evangelischen Räthe zu befolgen, so ist er zur Haltung dieses Gelübdes streng verpflichtet. Ein solches Gelübde legen bekanntlich die Ordenspersonen ab, d. i. jene Personen beiderlei Geschlechts, welche in freiwilliger Armuth, lebenslänglicher Keuschheit und beständigem Gehorsam unter einem geistlichen Obern nach bestimmten Satzungen, also nach bestimmter Ordnung in ihren Ordenshäusern ein gemeinsames Leben führen.

Das Ordensleben ist eine uralte Institution der katholischen Kirche. Wenn in den Zeiten der ersten blutigen Verfolgung des jungen Christenthums es zu-

nächst männliche Personen waren, welche fern vom Getümmel der Welt in der Einsamkeit der Wüste unter einem Vorsteher (Abt), z. B. unter dem heiligen Antonius, dessen Schüler Hilarion, dem heiligen Pachomius u. a., zur Befolgung der evangelischen Räthe sich vereinten, so finden wir bald das gleiche Bestreben von Seite christlicher Jungfrauen und Wittwen. Makrina, die fromme Schwester des heiligen Basilius, Erzbischofs von Cäsarea, und ebenso eine Schwester des heiligen Augustinus werden als Vorsteherinen weiblicher Ordensfamilien genannt. Der heilige Hieronymus traf in Rom neben den Männerklöstern auch solche von Frauen. Basilius wurde der gefeiertste Ordensstifter für das Morgenland, wie Benedikt von Nursia hundert Jahre später für das Abendland.

Das Ordensleben gilt in der katholischen Kirche, weil es, wie oben gesagt, das Leben Jesu am vollkommensten nachahmt, als schönste Blüthe christlichen Lebens, als das christlichste im Christenthum. Es ist dasselbe nicht nur von größter Bedeutung für denjenigen, der als Ordensperson die evangelischen Räthe befolgt, sondern es ist dasselbe von jeher von unsäglichem Nutzen für die Menschheit gewesen.

Die großen geistigen Vortheile, die es der einzelnen Ordensperson bringt, faßt ein gottbegnadeter Ordensmann, der heilige Bernhard, in folgende Worte

zusammen: „Gut ist es hier zu sein, weil der Mensch reiner lebt, seltener fällt, schneller wieder aufsteht, vorsichtiger wandelt, sicherer ruht, glücklicher stirbt, schneller gereinigt ist und reichlicher belohnt wird.“ Ohne Ordensleben hätten wir keinen Bonifazius, Franz von Assisi, Ignatius, Xaverius, Aloisius, keine Katharina von Siena, Brigitta, Theresia.

Ueber den Nutzen, den die Orden in ihrem bald zweitausendjährigen Bestand der Menschheit geleistet, ließen sich Bücher schreiben. Ihnen verdanken die heidnischen Völker die Bekehrung zur Lehre Christi, und noch zur heutigen Stunde sind sie es allein, die das Licht des Evangeliums in die Nacht des Heidenthums tragen. Wie Großes haben sie für die Cultur des Bodens durch Rodung und Ackerbau, für die Cultur des Geistes durch Pflege der Wissenschaften und Künste, durch Erziehung und Bildung der Jugend geleistet! Was haben sie nicht Alles für die Armen und Aermsten der Menschheit, für die Kranken, die Blödsinnigen, die Unheilbaren gethan, was selbst für die auf dem Wege der Sünde Verirrten und dem Laster Anheimgefallenen, was zur Zeit der Seuche oder der männermordernden Kriege! Selbst ein Voltaire, der doch so gern alles Religiöse mit dem Geifer seines Spottes besudelt, meint, es gebe kaum etwas Größeres auf Erden als das Opfer, das ein zartes Geschlecht mit seiner Jugend, seiner Schönheit und oft erlauchten Geburt bringt,

um in den Spitälern den Abschaum des menschlichen Elends zu pflegen, dessen Anblick so demüthigend ist für unsern Stolz und so abstoßend für unsere Weichlichkeit. Pestalozzi, der große Armen- und Kinderfreund bekennt, daß er die größte Herzlichkeit für sein Werk bei den Kapuzinern und Klosterfrauen gefunden habe. Ein Professor, der den Namen „Culturkampf“ erfunden, — ein lächerlicher Name, wenn nicht die traurigen Erinnerungen an eine schwere Verfolgungszeit sich an denselben knüpfen würden, — soll einmal das große Wort gelassen ausgesprochen haben: „Das Ordensleben kann nicht mehr als Bestandtheil unserer Cultur geduldet werden.“ Allen Respekt vor der Wissenschaft der gelehrten Herren! Aber für die Cultur leistet der letzte Trappist in Afrika und der letzte Benediktiner, der unter den Maori Australiens wirkt, unvergleichlich mehr als der gelehrteste Professor. Und für unsere Zeit mit dem Alles überwuchernden Capitalismus, der schrankenlosesten Genußsucht, grauenhaften Prostitution, der Verachtung göttlicher und menschlicher Autorität ist das Ordensleben mit seinem freiwilligen Verzicht auf die Güter dieser Welt, mit seiner freiwillig gewählten Jungfräulichkeit, mit dem selbstgewählten Joch des Gehorsams und mit der hiedurch ermöglichten unermüdlichen Arbeit in Diensten der opferwilligsten Gottes- und Nächstenliebe ein tröstliches, herzerquickendes Bild, eine stete Mahnung für den in der Welt Lebenden und mit den zahlreichen Sor-

gen dieser Welt Behafteten, doch das eine Nothwendige nicht zu vergessen.

Das katholische Volk schätzt und ehrt die Ordensgenossenschaften als eine segensreiche Institution seiner Kirche. Die Feinde dieser Kirche sind selbstverständlich auch Feinde der Orden, viele darunter insbesondere darum, weil diese sie an ihre Sünden der Habsucht, der Ausschweifungen, der Hoffart mahnen und ihr Gewissen beunruhigen.

„Ja," höre ich wieder einwenden, „aber auch im Orden ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die Geschichte berichtet uns ja öfters von großen Mißständen, von dieser und jener Ausartung des Klosterlebens da und dort in der Welt. Wie zahlreich haben nur zur Zeit der Reformation Mönche und Nonnen die Klöster verlassen und Ehen eingegangen!" Darauf anworte ich wieder, was ich bereits weiter oben angeführt: Der Mißbrauch einer guten Sache berechtigt Niemand, über diese Sache selbst den Stab zu brechen. Der Umstand, daß viele Eheleute ihren Stand nicht halten, die gelobte Treue einander nicht bewahren, einander böslich verlassen oder nach den 22 Gründen des preuß. Landrechts geschieden werden, berechtigt doch nicht zu dem Schlusse, daß die Ehe nichts tauge und an ihre Stätte die freie Liebe treten müsse. Gott Lob und Dank gibt es noch Tausende und Abertausende christlicher Ehepaare, welche in unverbrüchlicher Liebe und Treue bei einander

ausharren, bis der Tod sie trennt, ihre Kinder als ihr größtes, von Gott ihnen geschenktes Gut betrachten und sie durch Wort und Beispiel zu frommen Christen erziehen. Was aber die vielfach recht traurigen Erscheinungen in Klöstern zur Zeit der Glaubensspaltung anbelangt, so können diesen zahlreiche Beispiele anderer Klöster entgegen gestellt werden, in welche der Geist der Neuerung keinen Eingang fand, oder der brutalen Gewalt der nach Klostergut lüsternen Fürsten und Städte unbeugsamer Widerstand katholischen Glaubensmuthes entgegen gesetzt wurde, die Ordensmitglieder nur gezwungen ihr geheiligtes Heim verließen und andere Ordensfamilien um Aufnahme baten.

Die katholische Kirche ist eine Weltinstitution. Sie hat die Berechtigung zu ihrer Existenz vom Sohn Gottes selbst. So lange diese Kirche existirt und dies wird nach der Verheißung ihres Stifters bis zum Ende der Welt sein, gibt es in ihr die evangelischen Räthe, und wird es solche geben, welche die Räthe befolgen. Und die solches thun wollen, verlangen von den Herren und Meistern dieser Welt nichts Anderes, als daß man ihnen dies zu thun gestatte. Und sie haben ein Recht, dieses zu verlangen, und wer sie daran hindert, verkümmert ihr Recht. So gut als die verschiedenartigsten weltlichen Vereine zur Verfolgung weltlicher Zwecke sich in voller Freiheit bilden können,

so gewiß müssen auch Personen in voller Freiheit nach bestimmten, allgemein bekannten Satzungen zusammenleben dürfen, welche in diesem Leben ja nichts Anderes wollen, als Gott in vollkommener Weise dienen und dem Nächsten nützlich sein.

XII.

Die Verehrung der Heiligen.

„Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen."

Ps. 67, 36.

An das Gebet, das Christus uns gelehrt, das Vaterunser, und den Gruß, mit dem der Erzengel Gabriel Maria gegrüßt, das Ave Maria, schließt der katholische Christ oftmals und besonders beim gemeinsamen öffentlichen Gebet das apostolische Symbolum oder Glaubensbekenntniß an, in welchem der Gesammtinhalt der christlichen Wahrheit in Kürze zusammengefaßt ist. Im neunten Artikel dieses Symbolums bekennt er sich zum Glauben an eine Gemeinschaft der Heiligen d. i. an jene übernatürliche Lebens- und Liebesgemeinschaft, welche das Diesseits mit dem Jenseits, die Glieder der streitenden Kirche auf Erden, der triumphirenden Kirche im Himmel und der leidenden Kirche im Reinigungsorte

mit einander verbindet. Es wird diese Verbindung eine solche von Heiligen genannt, weil die dem Himmel angehörenden verklärten Seelen heilig sind, die im Fegfeuer befindlichen gewiß heilig werden und die noch auf Erden streitenden heilig werden können und heilig werden sollen, weshalb der Apostel letztere berufene Heilige nennt.

Die katholische Kirche nennt Heilige jene Seelen im Jenseits, welche auf Erden Gott in ganz besonders vollkommener oder, wie man sich auszudrücken pflegt, heldenmüthiger Weise gedient haben; so die Patriarchen und Propheten, die Apostel, die Martyrer und das unzählbare Heer der Bekenner aus allen Altern, Ständen und Nationen.

Verdienste zu ehren, liegt im Wesen des Menschen. Große Männer und Frauen, Fürsten, Feldherren, Gelehrte u. s. w. ehrt die Welt seit alter Zeit in Bild und Lied und in Denkmälern aus Stein und Erz. Auch Reliquien, d. i. Gegenstände, mit denen diese Personen im Leben in Berührung gekommen, wie z. B. Waffen, Schmucksachen, Kleider, Trinkgefäße derselben, pflegt man in verschiedenen Staats- und Privatsammlungen aufzubewahren und den Besuchern zu zeigen. Es ist darum sehr begreiflich, daß die Christen von Anbeginn der Kirche die Helden ihres Glaubens, die Heiligen, in Wort und Lied, in Schrift und Bild verehrten, Kirchen und Kapellen über ihren Gräbern errichteten, ihre Reliquien, darunter beson-

ders die Gebeine, die zu dem Leibe gehörten, in welchem die heilige Seele wohnte, mit denen sie bei der Auferstehung wieder vereinigt wird, hoch in Ehren hielten. So sammelten schon die Gläubigen von Smyrna die Gebeine des Martyrerbischofs Polykarp und schätzten sie höher als Edelsteine und hielten sie für werthvoller als Gold. Dasselbe geschah bereits vorher mit den Reliquien des in Rom im Jahre 107 den wilden Thieren vorgeworfenen hl. Ignatius, Bischofs von Antiochia. Mit dem heiligen Ambrosius verehrten die Christen „im Fleische der Martyrer die um Christi willen empfangenen Wundmale; sie verehrten in diesen das Andenken an einen Heldenmuth, der nie stirbt; sie verehrten die Asche, die durch das Bekenntniß Christi geheiligt ist; sie verehrten den Leichnam, der ihnen zeigte, wie sie den Herrn lieben sollten, und der sie lehrte, des Herrn wegen selbst den Tod nicht zu fürchten."

Die Gemeinschaft, in welcher wir mit den lieben Heiligen im Himmel stehen, lehrt uns Christi Wort, so oft er die Kirche auf Erden das Himmelreich nennt. Diese Gemeinschaft lehrt der Apostel, wenn er in seinem Brief an die Epheser die Christen auf Erden Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes heißt, „erbaut auf der Grundlage der Apostel und Propheten mit dem Eckstein des ganzen Baues, Jesus Christus, in welchem der ganze Bau zusammengefügt heranwächst zu einem

heiligen Tempel des Herrn." Diese Gemeinschaft lehrt uns die Offenbarung Johannis, wenn sie die Gläubigen auf Erden als Mitknechte und Brüder der Heiligen im Himmel bezeichnet. Diese Gemeinschaft lehrt uns endlich auch unser christlicher Verstand.

„Wenn wir Gemeinschaft haben mit dem Vater und dem Sohne, warum, sagt Origenes, sollen wir nicht auch Gemeinschaft mit den Heiligen haben, und nicht allein mit denen, die auf Erden sind, sondern auch mit jenen im Himmel?" „Es hat ja Christus durch sein Blut Friede gemacht zwischen dem Himmlischen und Irdischen, damit er das Himmlische mit dem Irdischen in Gemeinschaft setzte."

Diese unzweifelhafte Gemeinschaft zwischen uns und den Heiligen bringt es mit sich, daß die Heiligen im Himmel um uns und unsere Anliegen zwar nicht aus sich selbst, da sie ja nicht allwissend sind, wohl aber durch Gottes Vermittlung ebenso gut wissen wie die Engel. Sagt doch Jesus, im Himmel sei eine größere Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Wenn die Engel sich freuen können, müssen sie um diese Buße wissen.

So gut Elisäus durch Gottes Vermittlung wußte, was zwischen Giezi und Naaman vorgefallen war, so gut Petrus aus demselben Grunde von dem Betrug des Ananias und der Saphira Kenntniß hatte, ebenso gut kann Gott seinen Heiligen Kenntniß dessen

vermitteln, was sie auf Erden angeht. Abraham hat den Ruf des Prassers aus der Hölle vernommen, warum soll das Flehen und Rufen armer Erdenpilger im Himmel von den Heiligen nicht vernommen werden können?

Die Gemeinschaft der Heiligen mit uns ist aber nicht blos eine Lebens-, sondern eine Liebesgemeinschaft. Die Liebe ist ja stärker als der Tod. Die Heiligen haben die Liebe, die sie im Leben zu ihren Mitmenschen hatten, bei ihrem Tode nicht auf Erden zurückgelassen. Sie haben diese Liebe in den Himmel mitgenommen. Diese Liebe ist dort noch viel inniger, weil himmlische Liebe. Daher müssen wir, sagt Origenes, annehmen, daß die Heiligen im Himmel von ihr in einem höheren Grade gegen diejenigen erfüllt seien, welche noch im Leben streiten, als diejenigen, welche selbst noch der menschlichen Schwachheit unterworfen sind und den Schwächern im Kampfe beistehen.

So lange die Heiligen auf Erden lebten, haben sie in ihrer heiligen Liebe unaufhörlich Fürbitten für ihre Mitmenschen zu Gott gerichtet. Lehrt uns ja Jesus in dem schönsten Gebet, das wir kennen, im Vater unser, das Beten für einander. Der Apostel Paulus bittet in seinen Briefen an die Römer und Thessaloniker die Gläubigen, für ihn zu beten. „Helfet mir bei Gott durch eure Fürbitte für mich!“ „Betet für uns, daß wir von bösen Menschen befreit werden!“ Jakobus mahnt uns in seinem Briefe,

für einander zu beten, auf daß wir gerettet werden. Was die Liebe den Heiligen auf dieser Welt befohlen, nämlich für ihre Mitmenschen zu beten, das setzt die Liebe im Himmel fort. Wie die Engel laut der heiligen Schrift Fürbitte einlegen für die Erdenpilger, so auch die Heiligen. Im 2. Buch der Makkabäer sieht der heldenmüthige Judas in einer Vision den verstorbenen Onias, welcher Hoherpriester gewesen war, und zwar ein braver und milder Mann, ehrwürdigen Ansehens, bescheiden im Benehmen, würdevoll im Reden, der von Jugend an in den Tugenden sich geübt hatte, mit ausgestreckten Händen beten für das ganze Volk der Juden. Hierauf sei noch ein anderer Mann erschienen, ausgezeichnet nach Alter und Würde und herrlichen Schmuck an sich tragend. Onias aber habe gesagt: „Dieser ist der Freund der Brüder und des Volkes Israel; dieser ist es, welcher viel betet für das Volk und für die ganze heilige Stadt, Jeremias, der Prophet Gottes.“ In der geheimen Offenbarung schaut der heilige Seher Johannes im strahlenden Himmelsdom die vierundzwanzig Aeltesten vor dem Throne des Lammes. Sie tragen goldene Schaalen mit kostbarem Rauchwerk, welches sind die Gebete der Heiligen.

Wenn nach Jakobus das Gebet des Gerechten in dieser Welt viel vermag bei Gott, um wie viel mächtiger wird dann das Gebet der verklärten Gerechten sein! Die Möglichkeit, Fürbitte für uns ein-

legen zu können, bildet ja auch einen Theil ihrer Seligkeit. Ohne diese Möglichkeit, ohne dieses heilige Recht wären sie ja ärmer daran als wir Menschen auf Erden, die wir in dem süßen Bewußtsein, unserm Nächsten durch Gebet und wohlthätige Liebe helfen zu können, einen Vorgeschmack der künftigen Seligkeit haben.

So ist denn der Glaube an die Fürbitte der Heiligen und an die Macht dieser Fürbitte ein höchst vernünftiger Glaube. Er ist aber auch uralter katholischer Glaube.

Wenn die Apostel und Martyrer, sagt Hieronymus, da sie noch im Fleische wandelten und noch für sich selbst besorgt sein mußten, für die Uebrigen beten konnten, um wie viel mehr können sie dieß nach Erlangung der Krone, der Siege, der Triumphe!

„Wer zweifelt daran," sagt Origenes, „daß die Heiligen sowohl durch ihre Fürbitten uns unterstützen, als durch das Beispiel ihrer Handlungen uns bestärken?" Ambrosius mahnt einmal die Gläubigen, sie sollten sich nicht scheuen, bei ihrer Hinfälligkeit ihre Zuflucht zur Fürbitte der heiligen Martyrer zu nehmen, da ja auch diese in ihrem irdischen Leben die Hinfälligkeit dieses Lebens erfahren haben. Gaudentius von Brescia mahnt gelegentlich der Einweihung einer Kirche die Gläubigen, den Fußstapfen der Heiligen nachzugehen, auf daß wir durch ihre Fürbitte alles, um was wir

flehen, zu erlangen verdienen. Papst Leo der Große schließt eine Rede am Feste des hl. Laurentius also: „Wir hegen die Zuversicht, daß er (Laurentius) durch seine Fürbitte uns ohne Unterlaß beistehe."

Aus all dem Gesagten geht doch wohl zur Genüge hervor, wie berechtigt die katholische Kirche ist, wenn sie lehrt, daß es nützlich und heilsam sei, die Heiligen zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen.

Man hört dagegen von Andersgläubigen den Einwand, die Heiligenverehrung schmälere die Gottesverehrung. Allein abgesehen davon, daß die Verehrung, die wir den Heiligen erweisen als Freunden Gottes, himmelweit verschieden ist von der Verehrung Gottes, den allein wir anbeten, ehren wir ja auch in den Heiligen Gott, durch dessen Gnade sie das geworden, was sie sind, der groß ist in seinen Heiligen.

Wenn weiters eingewendet wird, die Anrufung der Heiligen beeinträchtige das Mittleramt Christi, unsers einzigen Fürsprechers beim Vater, so ist darauf zu sagen, daß dieses durch die Fürbitte der Heiligen im Himmel so wenig beeinträchtigt werden kann als durch die Fürbitte, welche die Gläubigen auf Erden für einander darzubringen verpflichtet sind. „Paulus," sagt der heilige Hieronymus, „spricht es aus, daß auf seiner Meeresfahrt von Cäsarea nach Rom 276 Personen auf sein Gebet vom Untergang in einem schrecklichen Sturm gerettet worden seien; nach-

dem der Apostel nunmehr aufgelöst und mit Christus herrscht, soll er jetzt seinen Mund schließen und für diejenigen, die auf der ganzen Erde an ihn glauben, keinen Laut mehr sagen dürfen?" So wenig das damalige Gebet des Apostels das Mittleramt Jesu geschmälert hat, so wenig wird dasselbe durch das Fürbittgebet des Apostels und der Heiligen im Himmel geschmälert, das diese im Namen Jesu, d. i. im Vertrauen auf die Verdienste Christi, am Throne Gottes für die Gläubigen auf Erden darbringen.

„Aber die Wunder," höre ich wieder sagen, „die Heilige und gar Reliquien derselben gewirkt haben sollen!" Darauf ist zu sagen:

Wunder wirkt allein Gott. Er wirkt sie unmittelbar, aber auch mittelbar durch Heilige und Reliquien von Heiligen. So hat Gott, wie uns die hl. Schrift des alten Testamentes erzählt, durch Moses und Elias verschiedene Wunder gewirkt und ein Wunder auch durch die Gebeine des Propheten Elisäus, mit denen ein todter Knabe berührt wurde, welcher dadurch zum Leben erwachte. Aus den Büchern des neuen Testaments wissen wir, daß Gott nicht nur auf das Gebet der Apostel hin Wunder wirkte, sondern auch durch Reliquien derselben, da zu Ephesus Kranke gesund wurden, denen man das Schweißtuch des Apostels Paulus auflegte. Wir haben es also bei diesem unserm Wunderglauben wieder mit einem uralten, biblisch wohl begründeten Glauben zu thun.

Was die Verehrung der Bilder der Heiligen betrifft, die, wie uns die Katakomben zeigen, ebenfalls so alt ist als das Christenthum, könnte an einer solchen nur jener etwas auszusetzen haben, der dem Kind verbieten wollte, das Bild seiner heimgegangenen Mutter, dem Unterthanen, das Bild seines Fürsten zu ehren. In dem Bilde eines Heiligen verehren wir denjenigen, der uns in demselben als unser Fürbitter im Himmel und nachahmungswürdiges Muster der Tugend vor Augen gestellt wird. Nur in diesem Sinne spricht Paulinus von Nola von dem „verehrungswürdigen" Bilde des hl. Martinus; nur in diesem Sinne ehrt der hl. Basilius, wie er schreibt, die Bilder der Apostel und Martyrer hoch und küßt sie. Daß man aber in der katholischen Kirche auch nahe vor dem Ausbruch der Glaubensspaltung in der Heiligenverehrung nicht „Götzendienst" gelehrt oder getrieben habe, besagt uns das Beichtbüchlein des Frankfurter Kaplans Johannes Wolf vom Jahre 1478 in den Worten: Item wir sollen eren die bylde der heiligen nit umb yre selbst willen, sondern darumb: wan so wir sie ansehen so erzeigen wir ere den dingen, die durch soliche bylde bedutet sind nach gewonhayt der heiligen kyrchen. Anders were es abgoetteray.

Wenn in die Verehrung der Heiligen hie und da von Seite Einzelner sich Mißbräuchliches eingeschlichen hat, so hat solchen Mißbrauch die Kirche weder gelehrt noch gewollt, sondern denselben ebenso miß-

billigt, wie die Bilderstürmerei des 8. und 16. Jahrhunderts. Auf dem Concilium zu Trient hat sie bezüglich der Bilderverehrung also entschieden: „Bilder von Christus, von der Jungfrau und Gottesgebärerin und anderen Heiligen sollen die Gläubigen besonders in den Kirchen haben und beibehalten und denselben die gebührende Ehre und Verehrung erweisen; nicht als glaube man, daß irgend eine Gottheit oder Kraft in ihnen wohne, derentwegen sie zu ehren seien, oder als habe man sie um etwas zu bitten, oder als solle man Vertrauen in dieselben setzen, wie vordem bei den Heiden geschah, die ihre Hoffnung auf die Götter bauten, sondern weil die Ehre, die man ihnen erweist, auf die Urbilder, die sie darstellen, bezogen wird, so daß wir durch die Bilder, welche wir küssen, und vor denen wir das Haupt entblößen und niederknieen, Christum selbst anbeten und die Heiligen, deren Abbilder sie sind, verehren."

Wenn demnach der katholische Christ, den sein Weg z. B. an einem Kreuz vorüberführt, vor dem Bilde des Gekreuzigten sein Haupt entblößt, so befolgt er, was die Ueberschrift auf einem Kreuz in Düsseldorf ausdrückte: Non tamen effigiem, sed quem designat, adora. Nicht das Bild bete an, sondern denjenigen, den das Bild darstellt!

Während die Heiligen im Himmel durch ihre liebevolle Fürbitte uns mannigfaltige Gnaden von Gott erbitten, können wir den leidenden Seelen im

Reinigungsort durch unsere fürbittende Liebe zu Hilfe kommen, ihre Schmerzen lindern und ihre Bußzeit abkürzen.

Die erste Frage ist hier wiederum: „Gibt es einen Mittel- oder Zwischenstand im Jenseits zwischen dem Himmel, dem Ort der ewigen Seligkeit und der Hölle, dem Ort der ewigen Verwerfung? Die Antwort darauf:

Im zweiten Buch der Makkabäer lesen wir, daß Judas 12000 Drachmen Silber gesammelt und nach Jerusalem geschickt habe, damit für die Sünden der Hingeschiedenen ein Opfer dargebracht werde, da er gut und fromm bezüglich der Auferstehung dachte. Denn wenn er nicht gehofft hätte, daß diejenigen, welche gefallen waren, wieder erstehen würden, so schiene es überflüssig und unnütz, für die Verstorbenen zu beten . . . Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden befreit werden.

In diesen Worten ist doch klar und deutlich ausgesprochen, daß die abgeschiedenen Seelen sich in einem Mittelstand befinden müssen, in welchem sie Sünden, die sie in die Ewigkeit hinüber genommen haben, abzubüßen haben, wobei ihnen die Ueberlebenden auf Erden durch ihr Gebet und ihre guten Werke zu helfen vermögen.

Es geht aus dieser Stelle weiters hervor, daß die Juden an einen Reinigungsort und an die Wirksamkeit der Fürbitte der Lebenden geglaubt, und daß weder Christus der Herr, noch seine Apostel irgendwie diesen Glauben als Irrthum verworfen haben. Wenn aber Jesus selbst von Sünden redet, die weder in diesem noch in jenem Leben vergeben werden, oder von einem Gefängniß im Jenseits, aus welchem man nicht herauskomme, bis der letzte Heller gezahlt sei, so erkennen wir aus diesen Worten mit den heiligen Vätern der Kirche, daß es in der Ewigkeit eine Sündenvergebung gebe. Da dieß weder für den Himmel noch für die Hölle zutrifft, so muß es einen dritten Ort hiefür geben, und dieser ist das Purgatorium oder, wie es im Volksmund heißt, das Fegfeuer.

Wie die Existenz des Fegfeuers der Glaube der Kirche von Anfang an war, so auch der Glaube an die Hilfe, welche wir den daselbst büßenden Seelen durch unser Gebet und unsere guten Werke leisten können.

Clemens, der berühmte Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandrien, nennt es eine Forderung christlicher Weisheit, sich derjenigen zu erbarmen, welche nach dem Tode noch Strafe für ihre Sünden zu leiden haben.

Ambrosius betheuert in seiner Leichenrede auf Kaiser Theodosius, daß er denselben nicht ver-

lassen werde, bis er ihn durch sein Gebet und seine Thränen hinführe zum heiligen Berg, wo das ewige Leben ist.

Augustinus läßt seine heimgegangene Mutter Monika sich der Fürbitte am Altare empfehlen.

Cyrillus von Jerusalem bezeugt in einer seiner Katechesen: „Wir beten für alle, welche vor uns gestorben sind, und glauben, daß es den Seelen, für welche gebetet wird, wenn das erhabene und furchtbare Opfer vor uns liegt, den größten Gewinn bringe.“

Die ältesten Liturgien, deren Ursprung bis zu den Aposteln hinaufreicht, enthalten alle, ohne Ausnahme Gebete für die Verstorbenen.

Viele Inschriften an den Grabesnischen der Katakomben flehen um das Gebet für die daselbst ruhenden Gläubigen.

Wie Licht und Finsterniß sich gegenseitig ausschließen, so Gottes Heiligkeit und die Sünde. Nichts Unreines kann, wie in der Offenbarung Johannis steht, in das himmlische Jerusalem eingehen. Wer aber, wenn er sich auch keiner schweren Sünde bewußt ist, möchte von sich glauben, daß er, falls Gott ihn in diesem Augenblick von der Welt abruft, so rein von jeglicher Makel sei oder bereits alles so abgebüßt habe, daß er furchtlos vor dem Angesicht des heiligen und gerechten Gottes erscheinen darf? Wie so ganz mit der vernünftigen Ueberlegung über-

einstimmend erscheint daher der katholische Glaube, der mir sagt, daß der barmherzige Gott dafür gesorgt hat, daß die irdischen Unvollkommenheiten und Sündenstrafen, die der Heimgegangene in die Ewigkeit hinüber nimmt, dort abgetragen werden können, bis die Seele vollkommen rein geworden und der Anschauung Gottes würdig ist! Welcher Trost liegt in diesem Glauben für die Hinterbliebenen, denen die Liebe, die ja stärker ist als der Tod, nicht blos gestattet, um die Todten zu trauern und zu klagen, Thränen zu vergießen und Blumen auf das Grab zu streuen, die bald verwelken, sondern mit den Engeln ihre Fürbittgebete und das Rauchwerk ihrer guten Werke für die lieben Heimgegangenen am Throne Gottes niederzulegen.

Wer könnte die Liebeswerke zählen, die dieser trostreiche Glaube in Gebeten, Almosen und frommen Stiftungen für die armen Seelen geschaffen hat? Die Kirche geht aber auch in ihrer Liebe zu den abgeschiedenen Seelen ihren Kindern auf Erden mit rührendem Beispiel voran. Täglich wird im heiligen Meßopfer der Todten gedacht, keine priesterliche Tagezeit im Breviergebet schließt ohne Gebet für die heimgegangenen Christgläubigen. Jeden Abend wimmert hoch herab von Tausenden und Abertausenden von Thürmen nach dem Angelus das sogen. Seelenglöcklein und fleht um das Gebet für die armen Seelen. In besonders schöner Weise bethätigt die Kirche ihre wahrhaft unerschöpfliche Liebe zu ihren

Kindern im Jenseits am Tage Allerseelen. Dieser Tag wird einmal auch über unserm Grabe aufgehen. Dann wird vielleicht eine besorgte Hand den kleinen Hügel zieren und mit diesem Liebeswerk einige Jahre fortfahren. Es kommt aber die Zeit, da wird der Hügel verschwunden und der Stein, der unsern Namen trägt, verwittert und wir selbst vergessen sein. Allein wenn uns selbst alles vergessen hat auf Erden, eine Mutter ist es, die uns nie, gar nie vergißt. Diese Mutter ist unsere heilige Kirche.

Der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen ist für den Erdenpilger aber nicht bloß ein trostvoller Glaube, sondern auch eine recht ernste Mahnung, recht zu wandeln, das Beispiel der lieben Heiligen nachzuahmen und die Buße für begangene Fehltritte nicht auf die Ewigkeit zu verschieben, sondern schon auf Erden im Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi und unterstützt durch seine Gnade würdige Früchte der Buße zu bringen. H i e r gilt es, zu wirken, d o r t im Reinigungsort nur mehr, zu leiden.

Das Glöcklein, das uns zum Gebet für die armen Seelen mahnt, ist zu gleicher Zeit ein Ruf an unser Herz: „Wirket, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann.“

XIII.

Die Muttergottesverehrung.

„Sieh, von nun an werden mich
selig preisen alle Geschlechter!"

Luk. I, 48.

„Sieh, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!"

Ist dies nicht ein großes, ein nach menschlichem Ermessen kühnes Wort?

Und die es gesprochen dieses Wort, ist eine arme, demüthige Jungfrau, Maria von Nazareth, gewesen, und der Ort, an dem sie dieses Wort gesprochen, war ein liebes, aber im Sinne der Welt unscheinbares Haus, das Haus ihrer frommen Verwandten Elisabeth, der Gattin des Priesters Zacharias, das in einem der kleinen Priesterstädte des jüdischen Berglandes stand.

Bald sind zweitausend Jahre vergangen, seit dieses Wort gesprochen wurde, und wie wunderbar hat sich dasselbe durch alle diese Jahre herauf bis auf unsere Tage erfüllt!

Wenn wir in die Katakomben, diese uralten Zeugen des Glaubens der ersten Christen, hinabsteigen, zeigen uns die Bilder an den Wänden, welche die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde darstellen, diese als Gegenstand der Verehrung von Seite der Gläubigen, die daselbst während der Christenverfolgungen zur Feier der heiligen Geheimnisse sich versammelten. Steigen wir von dort wieder herauf an das Tageslicht und durchwandern wir die katholische Welt und zählen die herrlichen Kirchen und Kapellen, die ihrem Namen geweiht sind, die Altäre, die ihr Bild ziert, die Statuen, welche öffentliche Plätze in Stadt und Land schmücken, die Wallfahrtsorte, zu denen Tausende und Abertausende jährlich pilgern, die Feste, die zu ihrer Ehre gefeiert werden, die Hymnen und Lieder, die zu ihrer Ehre gedichtet und gesungen wurden und noch gesungen werden, die Grüße und Bitten, die unaufhörlich zu ihr empor gesendet werden, die Kränze duftiger Rosen, die in den Geheimnissen der Erlösung, mit denen ihr Leben und Wirken auf Erden ja so innig verknüpft war, im Rosenkranzgebet ihr zu Füßen gelegt werden, dann werden wir uns sagen müssen: Ja, es ist wahr geworden, es hat sich in wunderbarer Weise erfüllt, was Maria, vielmehr der

heilige Geist durch Maria's Mund verkündet hat: „Sieh, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!"

Wahr ist es, es gibt kein geschöpfliches Wesen, dem solche Ehre erwiesen ward und erwiesen wird, es gibt keinen Heiligen, der so vertrauensvoll um Fürbitte angefleht wird, als die einst so arme, demüthige Jungfrau von Nazareth. Allein ebenso wahr ist, daß kein Geschöpf sich mit der Würde messen kann, zu der Maria erkoren wurde, daß kein Geschöpf ein Wunder der Gnade geworden wie Maria, daß kein Geschöpf von Gott so geehrt worden ist, wie Maria.

Wenn wir Katholiken daher Maria ehren, so thun wir nur, was Gott selbst gethan hat. Wir ehren diejenige, die im göttlichen Rathschluß von Ewigkeit zur Mutter des Welterlösers ersehen war und so eine Auszeichnung erhielt, welcher keine andere in der Weltgeschichte an die Seite gestellt werden kann. Wir ehren in Maria das größte Wunder der Gnade, dem gleichfalls kein anderes in der Weltgeschichte an die Seite gestellt werden kann das Wunder, daß sie Mutter des Gottessohnes sein und doch ewig jungfräulich bleiben sollte. Wir grüßen sie mit den Worten, mit denen sie aus Engelsmund gegrüßt worden, als die gnadenvolle, als die gebenedeite unter den Weibern. Wir ehren sie als Mutter Christi, aus welcher der Erlöser

Fleisch angenommen. Jesus Christus, der Sohn Mariens dem Fleische nach, führt uns nothwendig zur Mutter, und ein ganz natürliches Gefühl sagt uns, daß, wer den Sohn Gottes ehrt, auch die Mutter dieses Sohnes ehren muß.

Dieses Gefühls konnte sich auch Luther nicht entschlagen. „Die großen Dinge," schreibt er zur Erklärung von Luk. 1, 49, „sind nichts anderes, denn daß sie Gottesmutter ist worden. In welchem Werk so viel und große Güter ihr gegeben sind, daß sie Niemand begreifen mag, denn da folget alle Ehre, alle Seligkeit, und daß sie im ganzen Menschengeschlecht eine einzige Person ist, über alle, der Niemand gleich ist, da sie mit dem himmlischen Vater ein Kind und ein solches Kind hat, und sie selbst kann ihm keinen Namen geben für überschwänglicher Größe und muß bleiben dabei, es seien große Dinge, die nicht auszusprechen sind, noch zu messen; darum in einem Wort hat man all ihre Ehren begriffen, so man sie Gottes Mutter nennt. Kann Niemand Größeres von ihr noch zu ihr sagen, wenn er gleich so viel Zungen hätte, als Laub und Gras, Stern am Himmel und Sand im Meer ist. Es will auch mit dem Herzen bedacht sein, was das sei, Gottes Mutter zu sein."

Wenn dagegen ein moderner Wortführer unter unsern getrennten Brüdern in „der Maria" nur ein gewöhnliches Menschenkind sehen will, das „Mutter-

witz" auf den Erstgeborenen vererbt hat, oder ein Anderer die Verehrung der Unbefleckten als vom Feinde unseres Geschlechts herrührend betrachtet, so erheben sich unter deren Glaubensgenossen auch manchmal wieder Stimmen, welche dem natürlichen Gefühl für die Würde der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter zum Recht verhelfen wollen und die „stete Angst derjenigen thöricht finden, welche sich scheuen, ihr ein Wort des Grußes zu gönnen, welchen ihr doch der ewige Vater aus Engelsmund zusandte. Jedem anderen Menschenkind, wenn es in die ewige Heimath vorausgegangen ist, dürfen wir eine Art pia anima nachrufen, so oft wir wollen, nur der Mutter Gottes nicht, denn das wäre — katholisch."

Wir verehren Maria wegen des bedeutungsvollen Antheils, den sie an der Vollbringung des Erlösungswerkes hat, nicht etwa in dem Sinne, als hätte sie etwas beigetragen zur Tilgung der Sündenschuld. Diese hat einzig und allein Christus durch seine stellvertretende Genugthuung getilgt. Er ist aller Menschen, also auch seiner irdischen Mutter Erlöser. Wenn wir aber unsere Verehrung Gegenständen zollen, die mit dem Erlöser und seinem Erlösungswerk in Verbindung gestanden sind, wie z. B. dem Kreuz, an dem er geblutet, dem Grab, darin sein heiliger Leichnam geruht, wie sollten wir dann seiner jungfräulichen Mutter die Ehre versagen, die so innig, so lebendig mit dem Heiland in Gemeinschaft gestanden? Durch sie wurde uns ja der Erlöser ge-

schenkt; sie hat über seine Kindheit gewacht, sie mußte seinetwegen die Heimath verlassen; um Jesu willen hat Simeon ihr das Schwert der Schmerzen prophezeit, das sie so grausam verwundete, als sie den blutigen Fußtapfen ihres Sohnes auf dem Kreuzweg folgte, als sie heldenmüthig in der majestätischen Ruhe unendlichen Weh's unter dem Kreuze stand, bis Jesus den letzten Athemzug gethan, als sie den heiligen Leichnam beim Schein des Ostermond's zu Grabe geleitete.

Dreimal des Tages, am frühen Morgen, zur Mittagszeit, und wenn der Abend sich herabgesenkt hat auf die müde Erde, mahnt der Glockenruf von den Thürmen der katholischen Gotteshänser die Gläubigen, in dankbarer Liebe des größten Geheimnisses der Weltgeschichte, der Menschwerdung Christi, zu gedenken: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom heiligen Geist." Maria sprach: „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!" „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." Diese Worte allein schon und noch insbesondere der Engelsgruß, den wir denselben beifügen, erinnern uns immer wieder daran, daß nur durch ihre Einwilligung das Wunder der Incarnation sich vollzog, und mahnen uns, neben dem unauslöschlichen Dank, den wir dem Erlöser zollen, in dankbarer Verehrung auch Maria's zu gedenken, die, wie einst Eva die

Mutter der Sünde, Mutter der Gnade in Christo Jesu geworden ist.

Wir ehren Maria als den Tabernakel, in welchem der menschgewordene Gottessohn ruhte, bis er das Licht der Welt erblickte. Diesen Tabernakel voll der Gnade hat nie ein Hauch der Sünde befleckt. Wenn ein schon einmal angeführter edel denkender Protestant dem Zuge seines Herzens folgend, schreibt: „Nicht in demselben Verhältniß zur Sünde, wie wir andere Kinder der Eva muß allerdings diejenige gestanden haben von Anfang an, die von ihrer ersten Entstehung an die Trägerin der Gnade in so einziger Weise gewesen ist," so spricht er damit nur aus, was uralter katholischer Glaube ist. Schon fünfzehnhundert Jahre vor ihm schreibt Ephrem der Syrer, daß, wie an Jesus kein Flecken, so an Maria keine Makel sei. Maria sei so unschuldig wie Eva vor dem Sündenfall. Ein anderer Zeuge aus derselben Zeit, der große Kirchenlehrer Augustinus meint, wenn es sich um Sünden handle, könne Maria gar nicht in Frage kommen. Proclus, Patriarch von Constantinopel, nennt wenige Jahre später Maria das unnahbare Heiligthum der Sündelosigkeit, den jungfräulichen Paradiesgarten, von keiner Sünde entweiht, aus dem der neue Adam gebildet werden sollte. Und um dieselbe Zeit bezeichnet Theodotion, Bischof von Ancyra, Maria als das heilbringende geistige Vließ, als die ganz unbefleckte Mutter der Heiligkeit, als Lilie unter den Dornen.

Unser Verstand sagt uns, daß diejenige, aus welcher der ewige Gottessohn Fleisch angenommen, niemals auch nur einen Augenblick wie die übrigen Menschenkinder ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens gewesen, auch nur einen Augenblick unter der Herrschaft des Fürsten dieser Welt gestanden sein könne, daß Christus Fleisch nicht aus sündigem Fleisch angenommen haben könne. Es ist demnach ganz vernunftgemäß, wenn wir glauben, daß die Seele Mariens im Augenblick, da sie von Gott erschaffen wurde, mit jener heiligmachenden Gnade beglückt wurde, mit welcher Gott auch das erste Menschenpaar bei dessen Erschaffung beglückt hatte. Was wir Menschenkinder in der heiligen Taufe auf Grund der Verdienste Jesu Christi erlangen, das erhielt Maria im ersten Augenblick ihres Daseins und zwar wie wir einzig und allein auf Grund der Verdienste (praevisis meritis) ihres künftigen göttlichen Sohnes. Diese praevisa merita haben für keinen etwas Befremdendes, der weiß, daß ja auch Adam und Eva und alle Frommen des alten Bundes nur auf Grund dieser vorhergesehenen Verdienste Christi vom ewigen Verderben bewahrt blieben und in der Vorhölle der Erlösung entgegen harren durften.

Der schönste Juwel im Diadem der heiligen Jungfrau und Gottesmutter ist darum ihre unbefleckte Empfängniß.

Wenn die heilige Schrift das Leben der allerseligsten Jungfrau uns auch nur in dürftigen Um-

rissen schildert, so sehen wir doch aus diesem Wenigen, wie treu sie mit den von Gott empfangenen Gnaden mitgewirkt hat, und wie deßhalb die herrlichsten Tugenden uns aus ihrem Leben entgegenstrahlen.

Wir bewundern ihre Demuth bei des Engels Botschaft und in ihrem ganzen Leben; wir bewundern ihre glühende Dankbarkeit für das, was der Herr Großes an ihr gethan, der sie im Magnifikat so herrlichen Ausdruck verliehen. Wir bewundern ihren starken Glauben in allen Lagen, auch den schmerzlichsten ihres Lebens und ihren aus diesem Glauben entspringenden Gehorsam. Wir bewundern ihre Ergebung in Gottes Willen und ihre Standhaftigkeit, ihre wahrhaft heldenmüthige Geduld in dem Meere von Leiden, in das ihre Seele versenkt war. Maria ist uns ein Idealbild alles Schönen und Heiligen; aber nicht die unendliche Schönheit, die unendliche Heiligkeit, die unbegrenzte Vollkommenheit, — das ist nur Gott, von dem sie bei all ihrer Schönheit und Heiligkeit als Geschöpf in unendlichem Abstand ist.

In ihrer zarten Jungfräulichkeit ist sie das Vorbild der christlichen Jungfrau, in ihrer Liebe und Treue zu ihrem jungfräulichen Manne und in ihrer Sorge für das göttliche Kind das Vorbild der christlichen Frau, die heilige Familie in Nazareth das Vorbild der christlichen Familie; als Schmerzens-

mutter ist Maria das Vorbild und der Trost der bedrängten Seelen.

Ehre, wem Ehre gebührt!

Wenn wir Katholiken Maria ehren und nach all dem Gesagten unter allen Heiligen am höchsten ehren und sie Königin aller Heiligen nennen, so sind wir uns wohl bewußt des Unterschieds zwischen der Ehre der Anbetung, die wir Gott dem Dreieinigen allein erweisen, und der Hochschätzung, die wir der heiligen Jungfrau entgegen bringen. Wenn uns von Andersgläubigen entgegengehalten wird, daß der Apostel Paulus an Thimotheus geschrieben: „Ihm, dem König der Ewigkeit, dem Unwandelbaren, dem Unsichtbaren, dem alleinigen Gott sei Preis und Ehre in Ewigkeit", oder, um noch weiter zurückzugehen, daß Isaias Gott sagen läßt: „Meine Ehre gebe ich keinem andern," so handelt es sich um die Ehre, die Gott zu erweisen ist, die aber die Verehrung Marias und der Heiligen ebenso wenig ausschließt als die Verehrung, welche Kinder ihren Eltern, Unterthanen ihrem Fürsten erweisen.

Wie oft ist schon der Vorwurf gegen uns Katholiken erhoben worden, daß wir „die Maria" anbeten! Ein Blick in den katholischen Katechismus könnte solche Verleumdung Lügen strafen.

Schon Epiphanius, um einen recht alten Zeugen anzuführen, schreibt: „In Ehren sei Maria aber angebetet werde nur Vater, Sohn und heiliger

Geist.“ „Und wenn auch Maria die beste ist und heilig und hochgeehrt, so ist sie nicht anzubeten.“ „Maria sei in Ehren, der Herr sei angebetet.“ Den Unterschied zwischen der Ehre der Anbetung, die wir allein Gott erweisen, und der Verehrung, die wir Maria erweisen, hat in ganz besonders anschaulicher Weise ein mittelalterlicher Zeuge, Berthold von Regensburg, behandelt, dessen Predigten im Freien oft viele Tausende lauschten, indem er einmal sagte: „Wenn es möglich wäre, daß unsere liebe Frau Sanct Maria die Mutter Gottes jetzund da auf der schönen Wiese wäre und ich es werth wäre, die Himmlische zu sehen — und ihr wisset, daß ich sie recht gerne und ohne Maßen gerne sehen wollt — und ich auf dem Wege wäre, unsere liebe Frau Sanct Maria zu sehen, und ein Priester käme gegen mich und trüge im Sakrament unsern Herrn, um zu einem Kranken zu gehen, so würde ich mich eher gegen den Priester kehren, der unsern Herrn trüge, und würde gegen ihn auf die Knie fallen, als vor unserer lieben Frau Sanct Maria und allem himmlischen Heer. Wie gerne ich sie sähe, und obschon ich sie noch nie sah, so wollte ich unserm Herrn mehr Ehre bieten, obschon ich ihn alle Tage hier auf Erden sehe. Wie klein der Sonnenschein ist, der durch ein Nadelöhr geht, über allen Sonnenschein, den die Sonne über alle Welt gibt, so klein ist alles himmlischen Heeres Heiligkeit und unserer lieben Frauen dazu gegen die Heiligkeit, die Gott selber hat.“

Wir verehren Maria, wir beten sie nicht an; aber wir rufen sie um ihre Fürbitte an.

Was nun diese Anrufung betrifft, gilt von ihr all das, was bei der Heiligen-Verehrung gesagt wurde. Wie die gegenseitige Fürbitte der Lebenden weder eine Beeinträchtigung der Gottesverehrung noch eine Schmälerung der Verdienste Christi oder gar Götzendienst ist, — hat doch der Apostel Paulus in seinen Briefen sich immer der Fürbitte der Gläubigen empfohlen, — so auch nicht die Fürbitte, welche die Heiligen, die vollendeten verklärten Glieder am mystischen Leib Christi für uns einlegen. Wenn wir Maria als Königin aller Heiligen verehren, so bringt das ihre bevorzugte Stellung im Heilsplane Gottes mit sich. Diese Stellung rechtfertigt auch das besondere Vertrauen, welches wir katholische Christen in die Macht ihrer Fürbitte setzen. Es bittet ja die Mutter den Sohn für die durch sein bitteres Leiden erlösten Kinder. Wenn wir Maria im gläubigen Vertrauen auf ihre mütterliche Fürbitte unsere Mittlerin nennen, so ist dieser Ausdruck ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Mittleramt, das wir Jesus Christus zuschreiben, und dem Mittleramt der Mutter Gottes. Durch das Mittleramt Christi ist die durch die Sünde Adams aus der Einheit mit Gott gefallene Menschheit zu dieser Einheit zurückgeführt worden; sein Verdienst hat uns allen, Maria nicht ausgenommen, den Himmel geöffnet und die Gnade verdient, mittels welcher wir, so wir anders mit

derselben treu mitwirken, in den Himmel eingehen dürfen. Maria's Mittleramt besteht einzig und allein in ihrer Fürbitte in den Anliegen, die wir im Gefühl unserer Armseligkeit und Sündhaftigkeit vor Gott vertrauensvoll in ihre gebenedeiten Mutterhände legen. Daß wir uns hierin in Uebereinstimmung mit den ersten christlichen Jahrhunderten befinden, bezeugt uns der große Kirchenlehrer des Morgenlandes Gregor von Nazianz in seiner Lobrede auf den heiligen Martyrer Cyprianus, in welcher er erzählt, daß dieser, als er noch Heide war, sein Auge auf die christliche Jungfrau Justina geworfen hatte. Diese aber habe Christum zu ihrem Bräutigam erkoren gehabt und darum nicht aufgehört, die Mutter Gottes anzuflehen, daß sie ihr durch ihre mächtige Fürbitte in ihrer Noth zu Hilfe kommen möge. Der Bischof Rabulas von Edessa, ein Mitkämpfer des Cyrillus von Alexandrien für die Ehre der Gottesmutterschaft Maria's, die ihr bekanntlich Nestorius absprechen wollte, wendet sich in einer seiner schönen Hymnen auf Maria mit Worten an dieselbe wie: „Bitte und flehe für uns alle, auf daß unsere Seelen vom künftigen Zorne errettet werden!" „O reinste Mutter, hilf uns Armen, wie du gewohnt bist!" „Erwirb uns Gnade durch deine Fürbitte, reine und heilige Jungfrau!" „O Gebenedeite, verwende dich für uns, indem du deinen eingeborenen, aus dir entsprossenen Sohn bittest, daß er sich unser erbarme um deiner Gebete willen!" Etwas

mehr als ein Jahrhundert später redet Sophronius, Patriarch in Jerusalem, der Hauptvertheidiger der kirchlichen Lehre von der Person Jesu Christi gegen die Monotheleten, d. h. jene Häretiker, die dem menschgewordenen Gottessohn seinen menschlichen Willen absprechen wollten, Maria mit folgenden Worten an: „O Jungfrau Maria, flehe den Richter an, den du geboren hast, daß er in der Stunde des Gerichts, o du Reine, sich meiner erbarme und mich Verdammungswürdigen rette, o du einziger Schutz des Menschengeschlechts!"

Der hl. Chrysostomus redet die hl. Jungfrau mit den Worten an: „Mögen alle deine Hilfe erfahren, Trost die Kleinmuth, Kraft die Schwäche, Schutz die Bedrängniß, Leben das Sterben!"

Der hl. Augustinus schließt eine Lobrede auf Maria also: „Glückselig, wer dich liebt! Dein Schutz wird sein Herz stärken und zu Hilfe kommen in Gefahren, in Leiden trösten, die Freuden heiligen. Gegrüßt seist du voll der Gnade!"

Die Muttergottesverehrung ist durch alle Jahrhunderte bis herauf in unsere Tage der Ruhm und die Freude der katholischen Kirche gewesen. Wie aus der Knospe die Blüthe wird, so hat sich die Verehrung der heiligen Jungfrau immer schöner und glänzender gestaltet. Diese Verehrung „Unserer lieben Frau" ist das Kennzeichen katholischen Glaubens. Dieß hat der eben erst genannte Kirchenlehrer Cyrillus von

Alexandrien den Irrlehrern seiner Zeit gegenüber hervorgehoben, wenn er in seiner Lobrede auf die Gottesgebärerin sie das Scepter der Rechtgläubigkeit nennt. Das Nämliche spricht die katholische Kirche in ihrer Liturgie aus, wenn sie von Maria sagt: „Freue dich, Jungfrau Maria! Du allein hast alle Irrlehren in der ganzen Welt überwunden.“

Die Muttergottesverehrung hat von ihrem Glanze auch einen Theil über die christliche Frauenwelt ausgegossen. Die Hochachtung, die Ehren, welche die christlich gewordene Welt der christlichen Jungfrau, der christlichen Gattin und Mutter allzeit erwiesen hat, ist der Widerschein der Verehrung der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Die Himmelsschaaren jungfräulicher Seelen, die nicht bloß in den stillen Mauern des Klosters Gottes Lob singen, sondern in werkthätiger Nächstenliebe die mit den schrecklichsten unheilbaren Krankheiten Behafteten pflegen, die Gefangenen trösten, Kinder unterrichten, Waisen erziehen, den ärmsten Gliedern ihres Geschlechts, den Gefallenen, eine Zufluchtsstätte anbieten, die Vater und Mutter auf Nimmerwiedersehen in dieser Welt verlassen, um in fernen Heidenländern den Segen christlicher Civilisation verbreiten zu helfen, sie nennen sich Bräute Christi und Töchter Maria's. Sie alle tragen an erster Stelle der heiligen Jungfrau Namen. Und wenn die christliche Gattin nicht mehr das unterdrückte Geschöpf, die Sache, die Waare be-

deutet wie im Heidenthum, wenn sie die ebenbürtige, aber auch unzertrennliche Gefährtin ihres Mannes ist, so dankt sie dieß neben dem Gebote Christi von der Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes, neben den schönen Worten des Weltapostels, mit denen er die Ehe, das große Geheimniß in Christo und der Kirche, als Abbild der unauflöslichen Gemeinschaft zwischen Christus und seiner Kirche erklärte, der Verehrung der Mutter Gottes.

Dieser Wahrheit haben christliche Frauen und Jungfrauen vor mehr als 1500 Jahren ein herrliches Zeugniß gegeben. Als nämlich die Väter auf der Kirchenversammlung zu Ephesus die Irrlehre des Nestorius verurtheilten und Maria den alten Titel Gottesgebärerin feierlich bestätigten, da war es an erster Stelle die Frauenwelt der Concilsstadt, welche dieser Beschluß mit höchster Freude erfüllte. In hellen Schaaren strömten sie zu dem Hause, in welchem die Versammlung abgehalten wurde, und als die Väter abends nach Schluß jener denkwürdigen Sitzung dasselbe verließen, wurden sie von den Frauen und Jungfrauen mit Freudenrufen und Jubelliedern begrüßt. Viele der letztern trugen Fackeln oder hatten Räucherwerk angezündet, und im wahren Triumphzug wurden die ehrwürdigen Nachfolger der Apostel zu ihren Wohnungen geleitet.

Es würde zu weit führen, hier nachzuweisen, welchen Einfluß die Marienverehrung auf die bildende

Kunst in all' ihren Zweigen gehabt hat. Die Dichtkunst verdankt ihr die duftigsten Blüthen; denn es bleibt ja gewiß unbestritten, was ein namhafter Kenner derselben ausgesprochen: „Es gibt in der ganzen Welt und in der Literatur aller Zeiten und Völker nichts, was von so schöner und zarter Lieblichkeit wäre wie die marianische Legenden- und Liederpoesie."

In welch' inniger Beziehung die Blumenwelt zu Maria steht, die ein mittelalterlicher Dichter ein Paradies voll miniglicher Blumen genannt hat, ist ja allbekannt. Auen und Triften, Feld und Wald sind voll blühender Erinnerungen an die heilige Jungfrau und ihr fürbittendes Walten. Daher die schöne Sitte der Blumen- oder Kräuterweihe in den katholischen Gotteshäusern an ihrem höchsten Feste, dem Tage ihrer Aufnahme in den Himmel.

Ich schließe mit dem Lob- und Bittgebet, das einst Herman Contractus, der fromme und gelehrte Benediktinermönch, in seiner Zelle zu Reichenau vor achthundert Jahren der Muttergottes gewidmet und das unterdessen zum Gemeingut der ganzen katholischen Welt geworden ist: „Salve regina, gegrüßt seist du Königin, Mutter der Barmherzigkeit, das Leben, die Süßigkeit, unsere Hoffnung, sei gegrüßt! Zu dir schreien wir elende Kinder Eva's, zu dir seufzen wir Trauernde und Weinende in diesem Thal der Thränen. Wohlan, sei unsere Fürsprecherin, kehre deine barmherzigen Augen zu uns und nach diesem Elend zeige uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes!"

Als der heilige Bernhard im Dom zu Speier, wohin er gekommen, um den deutschen König Konrad III. zum Kreuzzug zu bewegen, seinen feierlichen Einzug hielt, waren eben die letzten Worte des Salve regina verklungen. In heiliger Begeisterung fügte er die weiteren hinzu, die seitdem dem Salve verblieben sind: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria, o milde, o gütige, o süße Jungfrau Maria!“

XIV.

Die kirchlichen Benediktionen.

„Es sind verschiedene Wirkungen; aber es ist derselbe Gott, der Alles in Allem wirkt."

I. Cor. 12, 6.

Am Eingang eines jeden katholischen Gotteshauses befindet sich ein Gefäß mit dem sog. Weihwasser. Die Gläubigen besprengen sich mit diesem Wasser beim Eintritt in die Kirche und beim Verlassen derselben. Es hat diese Besprengung eine symbolische Bedeutung. Sie soll nämlich eine Mahnung sein, zum Anhören des Wortes Gottes, zur eucharistischen Opferfeier, zum Gebet vor dem Tabernakel mit reinem Herzen oder doch wenigstens mit dem Verlangen nach Reinheit, also mit bußfertigem Herzen zu erscheinen und diese Gesinnung nach Verlassen des Gotteshauses auch unter den zeitlichen Geschäften und Erholungen zu bewahren. So schön diese Symbolik

ist, so ist sie doch keineswegs der Hauptzweck, den die Kirche mit dem Gebrauch des Weihwassers verbunden wissen will; denn zum bloßen symbolischen Gebrauch würde ja auch ungeweihtes Wasser dienen können, wie dies thatsächlich auch der Fall war bei dem Wasser im Brunnen des Vorhofs der altchristlichen Kirchen, dem sog. Cantarus, an dem sich die Gläubigen vor Eintritt in das Gotteshaus die Hände und Füße und oft auch das Antlitz zu waschen pflegten, die Hände allerdings auch deßhalb, weil dem Communicierenden damals das allerheiligste Sakrament in die Hand gegeben wurde. „Ich kann es nicht glauben," ruft darum einmal Chrysostomus, „daß ihr die Keckheit hättet, euch dem heiligen Opfer zu nahen, um die heilige Hostie in eure Hände zu empfangen, ehe ihr diese vorher sorgfältig gewaschen habt." Die Hauptsache bei unserem Wasser ist die Weihe, welche an das Wasser geknüpft ist.

Worin besteht aber diese Weihe?

Das rechte Verständniß dieser Frage wird sich am besten dadurch ergeben, daß wir den Ritus verfolgen, unter welchem dieselbe von dem Priester jeden Sonntag vorgenommen wird.

Derselbe spricht zuerst den Exorzismus über das Wasser, d. h. er befiehlt im Namen des dreieinigen Gottes und unter dem Zeichen des Kreuzes dem bösen Feind, daß er dieses Wasser nicht zum Schaden des Menschen mißbrauche. Dieser Exorzismus lautet: „Ich beschwöre dich, Geschöpf des Wassers,

im Namen Gottes des allmächtigen Vaters, im Namen Jesu Christi, seines eingeborenen Sohnes, unseres Herrn, und in der Kraft des heiligen Geistes, daß du ein durch diese Beschwörung wirksames Wasser werdest, um alle Macht des Bösen zu vertreiben und ihn selbst samt seinen abtrünnigen Engeln gänzlich auszutilgen durch die Kraft unseres Herrn Jesu Christi, welcher kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten und die Welt durch das Feuer. Amen."

An diese Beschwörung schließt sich nun die Segnung, d. i. das Fürbittgebet der Kirche um leibliche und geistliche Wohlthaten für alle jene, welche das Weihwasser fromm gebrauchen. Dieses Gebet der Kirche lautet also: „O Gott, der du zum Heile des Menschengeschlechts so große Geheimnisse in der Substanz des Wassers gegründet hast, stehe gnädig unsern Anrufungen bei und gieße diesem zu vielfachen Reinigungen bereiteten Elemente die Kraft deines Segens ein, damit dieses deinen Geheimnissen dienende Wasser wirksam und kräftig werde zur Vertreibung der Dämonen und zur Abwehr der Krankheiten, damit Alles, was in den Häusern oder anderen Orten der Gläubigen mit diesem Wasser besprengt wird, jeder Unreinheit entbehre und von allem Schaden befreit werde. Nicht soll dort herrschen verderbenbringende Luft; alle Nachstellungen der im Verborgenen lauernden bösen Geister sollen weichen, und wenn irgend etwas der Unversehrtheit oder Ruhe der Bewohner entgegensteht, soll es durch die Besprengung mit diesem

Wasser verschwinden, damit die durch Anrufung deines heiligen Namens erlangte Wohlfart vor allen Nachstellungen sicher sei, durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen."

Hierauf wird nach einer Anordnung des Martyrerpapstes Alexander, der zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian, also im zweiten Jahrh. n. Chr. den apostolischen Stuhl inne hatte, Salz mit dem Wasser vermischt. Auch über das Salz erging der Exorzismus, an welchen sich sodann die Segnung mit den Worten schloß: „Allmächtiger, ewiger Gott! Wir rufen demüthig deine unermeßliche Güte an, auf daß du dieses von dir erschaffene Salz, welches du dem menschlichen Geschlechte zum Gebrauche verliehen hast, in deiner Liebe segnen und heiligen wollest, damit es Allen, die es empfangen, zur Wollfahrt des Leibes und der Seele gereiche und Alles, was von ihm berührt oder mit ihm bestreut wird, von aller Unreinigkeit und von jeder Nachstellung des Geistes der Bosheit befreit sei durch Christum unsern Herrn. Amen."

Ist das Wasser mit dem Salz im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vermischt, so folgt nun über die Mischung folgendes Gebet: „O Gott, du Urheber unbesiegter Kraft und König des unüberwindlichen Reiches und immer glorreicher Triumphator, der du alle Anstrengung feindseliger Gewalt unterdrückest, der du des tobenden Feindes Wildheit überwindest und alle feindliche Bosheit mächtig bekämpfest, dich, o Herr, bitten wir zitternd

und demüthig flehend, daß du dieses Geschöpf des Salzes und Wassers anzusehen dich würdigest, es gütigst verherrlichest und mit dem Thau deiner Heiligkeit heiligest, damit dort, wo es ausgesprengt wird, durch Anrufung deines heiligen Namens alle feindlichen Nachstellungen des unreinen Geistes abgewendet und aller Schrecken der giftigen Schlange fern gehalten werde, uns aber, die wir deine Barmherzigkeit anrufen, die Gegenwart des heiligen Geistes überall beistehen möge durch unsern Herrn Jesum Christum, welcher mit dir in der Einheit desselben heiligen Geistes lebt und regiert in alle Ewigkeit. Amen."

Durch die Beschwörung soll uns das so geweihte Wasser ein Schutzmittel sein gegen die Nachstellungen des bösen Feindes, des Fürsten dieser Welt, wie ihn Christus selbst genannt hat.

Ueber die dem Teufel auch nach der Erlösung gebliebene Macht, dem Menschen zu schaden, war bereits in einem früheren Vortrag die Rede.

Durch die Sünde Adams hat auch die sichtbare Welt Verderbniß getroffen. Nachdem der Mensch die ihm von Gott zugedachte Herrschaft über diese verloren hatte, steht es in der Dämonen Macht, alles Geschaffene zum Verderben der Menschen zu mißbrauchen, indem sie sich entweder der die Sinnlichkeit reizenden Erscheinungen desselben bedienen, wie im Paradiese, oder die zerstörenden Kräfte der Natur gebrauchen, wie bei dem Dulder Job. Durch den

Exorzismus werden im siegreichen Namen Jesu und unter dem mächtigen Zeichen des heiligen Kreuzes die Gegenstände, über welche dieser gesprochen wird, dem Einfluß des bösen Feindes entzogen. Durch die Segnung solcher geschaffener Dinge, d. i. durch das Zeichen des Kreuzes und das Fürbittgebet im Namen Jesu, welches die Kirche bei der Weihe an diese, also hier an das Wasser knüpft, soll dieses dem Gläubigen, der es fromm gebraucht, also im Stande der Kindschaft Gottes, mit rechtem Gottvertrauen und mit kindlicher Ergebung in Gottes heiligen Willen, ein Mittel sein nicht blos zur Abwendung leiblicher und geistiger Uebel, sondern auch zur Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen und Erlangung leiblicher und geistlicher Gnaden, himmlischen und irdischen Segens. Um beides flehen die schönen und kräftigen Weihegebete.

Beim dem genannten rechten Gebrauch — jeden anderen verbietet und verabscheut die Kirche — steht dem Gläubigen dieses kräftige und mächtige Fürbittgebet der Kirche, die nach Christi Worte die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen, zur Seite, welches die Kirche im Augenblick des frommen Gebrauchs dem Einzelnen so zugewendet wissen will, als wäre diese Fürbitte in eben diesem Augenblick für ihn selbst verrichtet.

Darum hält der frommgläubige katholische Christ so viel auf sein Weihwasser. Er hat es in seinem Haus und besprengt sich mit demselben Morgens und Abends, beim Ausgang aus dem Hause und bei der

Heimkehr in dasselbe. Wenn er einen Kranken besucht und getröstet hat, spendet er, ehe er von ihm sich verabschiedet, das Weihwasser und ebenso einem Sterbenden, dem er in der letzten schweren Stunde in christlicher Liebe beisteht. Wenn ein Kind aus dem Elternhause scheidet, vergißt die fromme Mutter nicht, ihm das Weihwasser zu spenden mit der Mahnung: „Kind, vergiß das Beten nicht!“ Sie handelt hiebei in der Intention der Kirche und im Sinne der Weihegebete derselben.

Was von der sonntäglichen Wasserweihe gesagt ist, läßt sich auf alle übrigen Sach- oder Realweihen (Benediktionen) anwenden. Durch sämmtliche soll das Naturleben geheiligt und verklärt und in den Dienst Gottes gestellt werden. Sämmtliche sollen den Gläubigen bei rechtem Gebrauch ein Schutzmittel und ein Gnadenmittel sein.

Ausser allen Gegenständen, die zum gottesdienstlichen Gebrauch in der Kirche bestimmt sind, vor allem die Kirchen selbst, die Altäre, die Gottesäcker, die Glocken, die Gefäße, Wachs und Weihrauch, Asche, Palmen, benedizirt die Kirche das Taufwasser, das Oel für die Täuflinge und Kranken, den Chrysam, den Wein am Feste des heiligen Johannes, die Speisen am heiligen Osterfesttag, die Blumen und Kräuter am Feste Mariä Himmelfahrt. Sie benedizirt Fahnen und Waffen, Haus und Hof, Feld und Wiese, die Ringe der Brautpersonen, Medaillen, Skapulire, Kreuze, kurz, sie zieht alles Erdenkliche in den Kreis

ihres mächtigen Fürbittgebetes und sucht es gedeihlich für ihre Kinder zu machen.

Die Kirche folgt bei diesen Benediktionen ihrem göttlichen Stifter, der ja nach dem einstimmigen Zeugniß der Evangelisten die wenigen Brode und Fische segnete, bevor er durch sie die große Volksmenge speiste. Ebenso segnete Jesus Brod und Wein, ehe er in diesem Zeichen sein allerheiligstes Sakrament einsetzte, und machte diese kostbaren Naturgaben bei der Eucharistie, wie das Wasser bei der Taufe und das Oel bei der Krankensalbung, zu Trägern und Vermittlern seiner sacramentalen Gnaden.

Die Kirche benedizirt aber auch Personen. Eine solche Benediktion wird ebenfalls unter Gebet und heiligem Kreuzzeichen ertheilt. Da die Kirche auf's innigste mit Christo vereint ist, so unterliegt es gewiß keinem Zweifel, daß auch die an eine zu benedizierende Person geknüpfte Fürbitte die von Christo gegebene Verheißung der Erhörung hat, woferne diese Person derselben würdig und es dem Seelenheil derselben nach Gottes Entscheidung dienlich ist. „Wenn ihr in ein Haus kommt,“ sprach Jesus einmal zu seinen Jüngern, so sprechet: „Friede sei diesem Hause!“ Die Wirkung dieses Segensspruches erklärt Jesus alsbald, indem er hinzusetzt: „Wenn das Haus dessen würdig ist, so wird der Friede über dasselbe kommen; ist es aber dessen nicht würdig, so wird euer Segen auf euch zurückfallen.“

Wenn die Kirche Personen benedizirt, folgt sie ebenfalls dem Beispiel ihres göttlichen Stifters, der, wie uns der heilige Lukas erzählt, seine Jünger segnete, ehe er zum Himmel emporfuhr.

Zu den wichtigsten Personalbenediktionen der katholischen Kirche gehören die Benediktion der zu höheren Kirchenämtern Berufenen, der in einen Orden Aufzunehmenden, der männlichen und weiblichen Ordensobern, der Kaiser und Könige, der Brautleute bei der Eheschließung und der Brautsegen nach derselben, der Mütter bei der sog. Vorsegnung, der Kranken und der Gestorbenen. In dem Leichname hat ja die unsterbliche Seele gewohnt, die am Ende der Welt mit dem durch Gottes Allmacht wieder erweckten Leibe auf ewig vereinigt werden soll.

Mag die Kirche eine Person, eine Sache, einen Ort benediziren, überall und immer gebraucht sie neben ihren Gebeten und dem Zeichen des heiligen Kreuzes das geweihte Wasser zum Besprengen derselben. An den geweihten Tröpflein hängt ja schon durch die Weihe die Kraft des Exorzismus und ihr kräftiges Fürbittgebet für Ort, Sache oder Person.

Da bei den Weihen oder Benediktionen, wie sie genannt werden, die erflehte Schutz- und Gnadenwirkung an eine äussere Handlung geknüpft ist, wie dies bei den heiligen Sakramenten der Fall ist, so werden diese Benediktionen im kirchlichen Sprachgebrauch S a c r a m e n t a l i e n, d. i. sacramentähnliche Handlungen, genannt, wobei es selbstverständlich ist,

daß die Aehnlichkeit eine sehr entfernte ist. Während die Kraft und Wirksamkeit der von Christus eingesetzten Sakramente so an das äußere Zeichen gebunden ist, daß mit der rechtmäßig vollzogenen Handlung die unsichtbare Wirkung, also z. B. bei der Taufe durch die Abgießung des Wassers über den Täufling unter den bekannten Worten die Sündentilgung und Heiligung, unfehlbar eintritt, ist der Erfolg bei den Sakramentalien, so kräftig auch der kirchliche Segenswunsch ist, und so viel Aussicht auf Erhörung das Gebet der Kirche hat, immer und überall bedingt durch den gläubigen und sittlichen Zustand und durch das Vertrauen des Empfängers einerseits, sowie durch die freiwaltende Gnade Gottes anderseits.

Während die sieben heiligen Sakramente die Kanäle sind, durch welche Gott den Einzelnen die durch Jesus Christus verdiente Gnade für die Hauptmomente und Bedürfnisse des christlichen Lebens vom Eintritt in die Welt bis zum Verlassen derselben spendet und die zwei wichtigsten Institutionen auf Erden, Priesterthum und Ehestand, die zur treuen Erfüllung ihrer wichtigen und schweren Pflichten nothwendige göttliche Hilfe erlangen, sind die Sakramentalien Gnadenmittel, welche theils auf den Empfang der heiligen Sakramente vorbereiten, theils zur Bewahrung der sakramentalen Gnade anleiten, theils in den verschiedenen Lagen des Lebens den Gläubigen hiezu nöthige besondere leibliche und geistige Gnaden

und Abwendung geistiger und leiblicher Uebel durch Fürbitte und Segenswunsch zu erflehen.

Wer so die Bedeutung der Sakramentalien recht versteht, dem werden sie ehrwürdig sein in allen Stücken; der wird aber auch gerne den oben genannten rechten Gebrauch von ihnen machen. Wenn Sakramentalien zu abergläubischen Zwecken mißbraucht worden sind oder vielleicht noch werden, so haben sie dies mit dem Mißbrauch anderer heiliger Dinge gemein. Der Aberglaube, welcher Sachen eine Kraft zutraut, welche sie weder von Natur aus, wie die Heilkräuter, noch vermöge göttlicher Anordnung, wie die sichtbaren Zeichen bei der Spendung der heiligen Sakramente, noch durch das Gebet der Kirche haben, wie die Sakramentalien, der also von dem Gebrauch derselben jene unfehlbare Wirkung in Gefahren des Leibes und der Seele erwartet, wie diese von den abergläubischen Mitteln und Mittelchen ja immer erwartet wird, ist von Seite der Kirche ebenso als Sünde gegen den Glauben verabscheut wie jener Aberglaube, der Gott oder Heilige in einer Weise verehrt, wie es den Lehren und dem Gebrauch der Kirche zuwider ist.

XV.

Das Kreuzzeichen.

„Es sei ferne von mir, mich zu rühmen ausser in dem Kreuze unseres Herrn Jesus Christus!“
Gal. 6, 14.

Das Zeichen des Kreuzes, unter welchem alle kirchlichen Benediktionen verrichtet werden, ist nicht bloß bei diesen in Gebrauch, sondern auch bei der heiligen Opferfeier, bei Spendung der heiligen Sakramente, ja bei allen religiösen Akten der Kirche. Das Kreuzzeichen ist der Begleiter des katholischen Christen von dessen Eintritt in's Leben bis zum Ende desselben. Wenn ein Christenkind zur Taufe getragen wird, ist eine der ersten Handlungen des Priesters, daß ihm Stirne und Brust mit dem christlichen Siegel, dem Kreuzzeichen, bezeichnet werden unter den Worten: „Accipe signum crucis!“ „Empfange das Zeichen des Kreuzes!“ Wenn die sterblichen Reste eines heimgegangenen Mitgliedes der katholischen Kirche dem

Gottesacker übergeben worden sind, ist die letzte Handlung des Priesters, daß er diese Reste, die als verweslich gesät werden, einst aber zum ewig unverweslichen Leibe erstehen sollen, mit dem Kreuze bezeichnet, das auf das geschlossene Grab gepflanzt wird, wobei die Worte gesprochen werden: „Signum Salvatoris Domini nostri Jesu Christi sit signatum super te, qui in hac imagine redemit te.“ „Das Zeichen des Erlösers, unseres Herrn Jesus Christus, der dich an diesem Zeichen erlöst hat, sei gezeichnet über dich.“

Das Zeichen des Kreuzes war den Christen von den Anfängen des Christenthums an ein ehrwürdiges, ein heiliges Zeichen. Es erinnerte sie ja an das harte Sterbebett des Erlösers, an dessen erbarmende Liebe, die, am Kreuz erhöht, alles an sich ziehen will; es mahnte sie, als Jünger Jesu diesem ihrem göttlichen Meister auch ihr Kreuz geduldig und freudig nachzutragen, nämlich das Kreuz mannigfaltiger geistiger und leiblicher Trübsale, mit dem das Erdenleben unzertrennlich verbunden ist; es munterte sie auf, die Gelüste des Fleisches, die böse Begierlichkeit durch opferwillige Abtödtung zu kreuzigen. Als solches Erinnerungs- und Mahnzeichen brachten sie dasselbe nicht blos über dem Eingang ihrer Kirchen und Wohnhäuser, auf Grabsteinen, auf Hausgeräthen, besonders Lampen, auf Schmuckgegenständen, Medaillen, Münzen u. s. w. an, sondern sie pflegten sich selbst und anderen mit diesem heiligen Zeichen die Stirne zu bezeichnen. „Bei jedem Schritt und Tritt,“ schreibt

Tertullian, „beim Ausgang und bei der Heimkehr, beim Anlegen der Kleider und der Schuhe, beim Essen, Lichtanzünden, Schlafengehen, beim Niedersetzen und bei jeder Thätigkeit drücken wir auf unsere Stirne das Zeichen." Wie der heilige Augustinus uns überliefert hat, daß das Kreuzzeichen, das Zeichen Christi, bei der Weihe des Taufwassers und des Oels, bei der heiligen Opferfeier und Sakramentenspendung in Anwendung komme, so wissen wir von ihm, daß die Katechumenen bei ihrer Aufnahme in den christlichen Unterricht und die Neugetauften das Kreuzzeichen auf die Stirne erhielten. Cyrillus von Jerusalem mahnt in einer seiner Katechesen, das Kreuzzeichen vertrauensvoll mit den Fingern auf die Stirne zu machen und auf Alles, auf die Brode, die wir essen, auf die Becher, die wir trinken, beim Ein- und Ausgehen, beim Schlafengehen und Aufstehen, beim Gehen und Ruhen.

Wenn die Sitte, sich mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen, auch nicht apostolischen Ursprungs wäre, wie Tertullian und Basilius uns versichern, so mußten die ersten Christen von selbst darauf kommen, wenn sie des Gottesboten bei dem Propheten Ezechiel gedachten, der Alle, die mit den Greueln, welche in Jerusalem geschahen, nicht einverstanden waren, sondern darüber seufzten und jammerten, mit dem Zeichen des althebräischen Buchstabens Tau, (+ oder ×, griechisch *T*) zur Rettung vor dem hereinbrechenden Strafgericht Gottes bezeichnen sollte. Wie nahe lag

es da, im Hinblick auf diesen Vorgang und dieses Zeichen und im Hinblick auf das 7. Kapitel der geheimen Offenbarung Johannis, in welchem der Engel von Osten her mit dem Zeichen des lebendigen Gottes heraufsteigt, den Knechten Gottes an ihren Stirnen das Siegel aufzudrücken, „dieses Siegel für die Erlösten im Kreuz Christi zu schauen und in der Besiegelung mit diesem Zeichen des lebendigen Gottes, d. i. des menschgewordenen Gottessohnes, das Rettungszeichen vor dem ewigen Verderben und die Bürgschaft für das ewige Leben zu besitzen.“

Während zu allererst nur die Stirne mit dem Kreuz bezeichnet wurde, um dadurch, wie die Väter der Kirche bezeugen, den Glauben an Christus den Gekreuzigten, der den Heiden eine Thorheit, den Juden ein Aergerniß war, frei und offen zu bekennen, wurde später auch die Brust und noch später der Mund bekreuzt, und zwar unter einer auf die Dreifaltigkeit Bezug habenden Gebetsformel, die heute bekanntlich lautet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Bei dem sog. kleinen oder deutschen Kreuzzeichen bezeichnet man unter diesen Worten Stirne, Mund und Brust mit dem heiligen Zeichen. Die Erlösung am Kreuz ist Werk des dreieinigen Gottes, des Vaters dadurch, daß dieser den Rathschluß zu derselben von Ewigkeit her gefaßt, des Sohnes, der diesen Rathschluß ausgeführt hat, des heiligen Geistes, der die von Christus am Kreuz der Menschheit erworbenen Gnaden dieser

bis zum Weltende fort und fort zuwendet. So ist das Kreuzzeichen auch ein Bekenntniß des christlichen Glaubens an den dreieinigen Gott, dem man durch diese Bezeichnung Gedanken, Worte und Werke weiht.

Bei dem großen sog. lateinischen Kreuz fährt man mit ausgestreckten fünf Fingern, die dabei an die fünf Wunden Christi erinnern sollen, von der Stirne zur Brust und von da zur linken und rechten Schulter, während das sog. griechische Kreuz darin besteht, daß man mit den ausgestreckten drei Fingern, die an die allerheiligste Dreieinigkeit erinnern sollen, nach Berührung der Stirne und Brust von der rechten Schulter zur linken fährt. „Die Hand fährt, nachdem der Mund den Namen „Vater" gesprochen, zur Brust herab, und man nennt dabei den Namen des Sohnes zum Zeichen, daß der Sohn von der Höhe herabgekommen zu unserer Erlösung. Dann aber berührt sie beide Schultern unter dem Namen des heiligen Geistes zum Zeichen, daß die Kraft des Christen im Kampf des Erdenlebens der heilige Geist ist."

Die Bekreuzung ist aber nicht bloß Erinnerungs-Mahn- und Bekenntnißzeichen. In diesem Zeichen liegt eine s c h ü t z e n d e und h e i l i g e n d e Kraft. Wer, der da glaubt an Christus und seine Erlösung, wollte dem Namen Jesu auf den gläubigen Lippen die schützende und heiligende Kraft absprechen? Jesus selbst würde ihn Lügen strafen, da er spricht: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn

sie etwas Tödtliches trinken, so wird es ihnen nicht schaden. Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund sein." Und wiederum: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben!" Wenn nun aber der Name Jesus auf der gläubigen Zunge eine solche Kraft hat, so muß das gläubige Vertrauen auf diese Kraft noch wachsen, wenn die Hand, während der Mund Jesum anruft, das Zeichen des Kreuzes Christi macht, auf dem ja alle Macht und Kraft zu unserm Heil beruht, ja es muß die nämliche Kraft schon in der gläubigen Bekreuzung allein liegen, wenn dabei auch kein Wort gesprochen wird, und dieses heilige Zeichen muß doch gewiß eben soviel werth sein, als das Wort des Mundes. Es will ja derjenige, der in frommer Gesinnung das Kreuzzeichen anwendet, dasselbe, was der gläubige Mund spricht: Schutz, Hilfe, Segen im Namen Jesu. Das deutsche Segnen, d. h., wie wir gesehen haben, Gottes Gnade über Personen, Orte und Sachen herabflehen, stammt von dem lateinischen Signum, Kreuzzeichen. Dieses und Gnade sind also gleichbedeutend. Darum geschehen alle Benediktionen unter diesem heiligen Zeichen.

Der Glaube an diese schützende und heiligende Kraft des Kreuzzeichens ist der uralte Glaube der katholischen Christenheit, der durch viele Zeugnisse der Väter der Kirche bestätigt wird. Nach dem großen Kappodozier Basilius gehört das Kreuzzeichen,

mit dem man diejenigen bezeichnet, die auf den Namen Jesu ihre Hoffnung setzen, zu den nicht in der heiligen Schrift stehenden, sondern von den Aposteln überlieferten Geheimnissen der Kirche, welche dieselbe Kraft haben für die Religion wie die in der heiligen Schrift niedergelegten. Nach Augustinus erlangt der Christ durch die Bezeichnung mit diesem Zeichen alles Gute. Cyrillus von Jerusalem, von dessen Katechese über das heilige Kreuzzeichen bereits oben die Rede war, fährt, nachdem er die Katechumenen gemahnt hat, dieses Zeichen auf Alles zu machen, also weiter: „Es ist ja das große Schutzmittel, welches um der Dürftigen willen umsonst, um der Schwachen willen ohne Mühe zu haben ist, da es von Gott als Gnade gewährt ist, ein Kennzeichen der Gläubigen und ein Schrecken der bösen Geister; denn in ihm triumphirt man über sie, wenn man sich vertrauensvoll mit demselben bezeichnet."

Daß die Sitte der Bekreuzung und der Glaube an die Kraft dieses heiligen Zeichens in Wahrheit uralt ist, lehrt uns weiters die Thatsache, daß nicht nur unirte und nicht unirte Griechen, Russen, Serben und Bulgaren, sondern auch die in den früheren Jahrhunderten von der römischen Einheit getrennten Kopten in Abessinien und Aegypten, die Armenier, die Nestorianer in Syrien und Persien das Kreuzzeichen in der Liturgie und die Selbstbekreuzung durch alle Jahrhunderte herauf bewahrt haben und beides in

noch öftere Anwendung bringen, als dies in unserer römisch-katholischen Kirche der Fall ist.

Grund genug, daß wir uns freuen dieses heiligen Zeichens, daß wir, um mit dem Apostel zu sprechen, uns rühmen dieses altehrwürdigen, segensvollen Zeichens und unseren Ruhm als katholische Christen darein setzen, uns dieses Zeichens nie und nirgends zu schämen, sondern mittels desselben unsern katholischen Glauben offen zu bekennen.

Als Czar Alexander III. vor wenigen Jahren seinen pompösen Krönungseinzug in Moskau hielt, verfehlten die Zeitungen nicht, zu berichten, der mächtige Herrscher habe, nachdem er zu Pferde gestiegen, ehe der Zug sich in Bewegung setzte, dreimal mit dem Kreuz sich bezeichnet. Der Kaiser wollte durch diese schöne Handlung nicht allein seinen Glauben an Christus den Gekreuzigten bekennen, sondern sich durch dieses heilige Zeichen unter den Schutz Gottes stellen.

Wenn die Väter der Kirche uns mahnen, ebenso zu handeln und deßhalb uns und Andere und Alles mit dem heiligen Zeichen zu bezeichnen, so folgen wir dieser Mahnung, wenn wir vor und nach dem Gebet, wenn wir bei der Besprengung mit dem geweihten Wasser, wenn wir in Gefahr und Schrecken, wenn wir in den Versuchungen uns bekreuzen. Es folgt dieser Mahnung heute noch die katholische Mutter, wenn sie ihrem Kinde das heilige Kreuz mit dem geweihten Wasser auf die Stirne zeichnet; sie folgt

aber ebenso heute noch dieser Mahnung, wenn sie das Brod, ehe sie es anschneidet und den Kindern austheilt, mit dem Kreuz bezeichnet.

Wenn in der heiligen Messe das Evangelium gebetet oder gesungen wird, bezeichnet der Priester den Text und sich selbst mit dem Kreuzzeichen und alle Anwesenden bekreuzen sich, während sie die heiligen Worte stehend vernehmen. Es soll diese Bekreuzung ausdrücken, daß das ganze Evangelium, die frohe Botschaft von Jesus Christus und seiner Erlösung, enthalten ist in dem einen Geheimniß, im Kreuz, im Kreuztod des Herrn. Wie das Evangelium nach Pauli Wort eine Kraft ist für Alle, welche an dasselbe glauben, und der Apostel sich deßhalb des Evangeliums nicht schämt, so schämt der katholische Christ sich auch des Kreuzzeichens nicht und hält an dem uralten Glauben seiner Kirche fest, daß es eine Kraft ist für Alle, welche daran glauben Fragt ihn Jemand: „Ehrst du dieses Zeichen?“, so hat er auf diese Frage die Antwort, die vor fünfzehnhundert Jahren der heilige Chrysostomus hierüber seinen Zuhörern in den Mund gelegt hat: „Ja, ich will es ewig thun.“

XVI.

Der Glaube und die Kirche.

„Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube."
I. Joh. 5, 4.

Unsere Religion hat vernünftiges Denken zur Voraussetzung.

Auf dem Wege dieses vernünftigen Denkens gelangen wir nicht nur zur Gewißheit über das Dasein Gottes, sondern auch zur Gewißheit darüber, daß Gott sich uns in besonderer Weise geoffenbart hat, zuerst durch die Patriarchen und Propheten, zuletzt aber durch seinen ihm wesensgleichen Sohn.

Haben wir aber von einer Offenbarung Gottes durch triftige Beweise eine vernünftige, d. i. auf äußere, objektive Thatsachen sich stützende Gewißheit erlangt, so kann der Glaube an den Inhalt dieser Offenbarung nicht mehr schwer fallen, wenn es sich hiebei auch um Geheimnisse handelt, deren Einsicht die menschliche Fassungskraft ebenso übersteigt, als

das Wesen des sich uns offenbarenden Gottes dieser verborgen bleibt.

Was wir glauben, ist uns ja nie durch eigene Einsicht gewiß, sondern durch Mittheilung eines andern. Was uns durch uns und aus uns selbst gewiß ist, das wissen wir. Der Glaube aber ist, wie der Apostel sagt, eine Vergewisserung derjenigen Dinge, die ich nicht sehe. Wie viele Menschen sehen niemals das Meer! Aber sie glauben der Aussage Anderer, daß es ein Meer gibt. Kinder müssen ihr Leben lang ihren Eltern glauben, daß diese ihre Eltern sind.

Der Glaube an das von anderer Seite Mitgetheilte ist um so fester, je glaubwürdiger die Autorität ist, deren Mittheilung ich für wahr halten soll. Er beruht auf der Achtung und dem Vertrauen, das ich dieser Autorität entgegenbringen kann. Darum steht den Kindern Alles so fest, was ihnen von den Eltern gesagt wird. Darum das jurare in verba magistri, das Schwören des Schülers auf das Wort des Lehrers. Daher das spanische Sprichwort: El creer es cortesia, Glauben ist Höflichkeit. Wo die Achtung fehlt, da fehlt auch der Glaube.

Das unerschütterliche Fundament des christlichen Glaubens an die Geheimnisse, die wir hier auf Erden nicht schauen, aber im anderen Leben ewig zu schauen hoffen, ist die Autorität Gottes, der uns diese Geheimnisse geoffenbart hat. Gott, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, ist auch die vollkommenste Wahrheit. Von ihm kommt nur Wahrheit, lautere, untrügliche

Wahrheit. Darum fordert auch Christus Glauben, weil er wahrer Gott ist und als solcher sagen kann: „Ich bin die Wahrheit.“

Die Wahrhaftigkeit Gottes und dessen, den er gesandt, Jesu Christi ist der Beweggrund meines christlichen Glaubens; die Wahrhaftigkeit der unter dem Beistand des heiligen Geistes die christliche Wahrheit lehrenden katholischen Kirche, welche der Apostel eine Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt, ist der Beweggrund meines katholischen Glaubens. Weil Christus der Sohn Gottes ist, darum glaube ich seinem Wort. Ich bin mit dem Apostel Paulus meiner Sache gewiß, „weil ich weiß, wem ich glaube.“ Ich glaube dem Apostolat, weil er Christi Wahrheit im Auftrag Christi und unter seinem Beistand verkündet, weil, wer die Apostel hört, Christus hört. Ich glaube den Nachfolgern der Apostel, dem Episkopat, weil er im Auftrag Christi und unter dem Beistand des von ihm gesandten heiligen Geistes bis zum Ende der Welt Alles lehrt, was Christus zu lehren befohlen hat.

Durch diesen meinen Glauben, d. i. durch meine Hingabe an die höchste Autorität, durch mein Vertrauen auf Gottes Wahrhaftigkeit, erweise ich Gott die schuldige Ehre. Es ist also der Glaubensakt ein Akt der Gottesverehrung und somit eine sittliche Tugend.

Während das Wissen ein nothwendiges Fürwahrhalten ist, — daß zwei Einheiten und dazu zwei

Einheiten zusammen vier Einheiten ausmachen, muß ich für wahr halten — ist der Glaube eine freiwillige That. Zum Glauben gehört nicht nur der Verstand, sondern auch der Wille, d. i. die freiwillige Zustimmung zu der verkündeten Wahrheit, die freiwillige Unterwerfung unter die göttliche Autorität. Es glauben darum nicht alle, weil diese nicht glauben wollen. Und warum wollen sie nicht glauben?

Die Einen, weil es ihrem Hochmuth widerstrebt, in Sachen höhererer, übernatürlicher und deßhalb geheimnißvoller Wahrheiten die eigene Einsicht und Weisheit der Autorität Gottes zu unterwerfen, während sie doch diese ihre Einsicht den vielen natürlichen Geheimnissen, von denen sie sich allenthalben um sich und in sich umgeben wissen, unterwerfen müssen. Die Geheimnisse des Glaubens sind von Jesus Christus nicht den Weisen oder Mächtigen der Erde zur Verkündigung übergeben worden, sondern armen, ungelehrten galiläischen Fischern. Diese Geheimnisse haben dieselbe Geltung für die Reichsten und Aermsten, für die Gelehrten und Ungelehrten. Die vor der Welt als Thoren gelten, sagt der Apostel, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; die Schwachen hat Gott ausgesendet, um die Starken zu Schanden zu machen, und die Niedrigen, die nichts gelten vor der Welt, hat Gott ausgesendet, damit sie Jene, die viel gelten, in ihrem Nichts darstellen. Wirkliche und noch mehr eingebildete Gelehrte, sogenannte Halb-

wisser, kommt es nun in ihrer Selbstüberschätzung schwer an, sich in Sachen des Glaubens mit den Armen und Ungelehrten auf die nämliche Stufe gestellt zu sehen. Hochmuth ist es also, der sie nicht glauben läßt.

Die Andern wollen nicht glauben, weil, wie Jesus sagt, ihre Werke böse sind und sie die Finsterniß mehr lieben als das Licht. Weil ihre Herzen zum Tummelplatz zügelloser Begierden geworden sind, der Glaube ihnen aber fortwährend zuruft: „Das ist dir nicht erlaubt," darum suchen sie dieses lästigen Mahners dadurch los zu werden, daß sie in sich und bei andern ihren Gelüsten zusagende Einwürfe gegen die Glaubenswahrheiten suchen.

Während so der Hochmuth, die nimmersatte Habsucht und die Fleischeslust die Wahrheit, um mit dem Apostel zu reden, in Ungerechtigkeit niederhalten, gibt es wieder Andere, besonders sogenannte Gebildete, welche über ihrem irdischen Tagwerk gegen die großen religiösen Fragen, die doch an jeden denkenden Menschen von jeher herangetreten sind, sich gleichgiltig verhalten. Sie haben den Drang nach der Wahrheit in diesen Fragen in sich erstickt, und redet man zu ihnen von dieser Wahrheit, oder hören sie von dieser Wahrheit, so sprechen sie mit Pilatus gleichgiltig: „Was ist Wahrheit?" Weil sie es an der Befestigung und Vertiefung ihrer religiösen Erkenntniß fehlen ließen, ist diese nach und nach verkümmert.

Das Sprichwort: „Uebung macht den Meister" gilt auch in Glaubenssachen. Wer die religiösen

Kenntnisse, die ihm in der Jugendzeit beigebracht wurden, nicht in die That umgesetzt sieht in einer gottesfürchtigeu Familie, wer diese Kenntnisse nicht durch späteren Unterricht, durch Anhörung des Wortes Gottes, durch Lektüre, überhaupt durch ein Leben nach dem Glauben erweitert und befestigt, der wird immer glaubensschwächer, glaubensgleichgiltiger und zuletzt ganz und gar ungläubig werden, und dies um so leichter und rascher, je mehr seine religiöse Trägheit unterstützt wird durch ungläubigen Umgang oder ungläubige Bücher und Schriften, deren Zahl ja heutzutage Legion ist.

Glaubensgleichgiltige oder glaubenslose Eltern hinterlassen gewöhnlich auch solche Kinder und Kindeskinder. Auch hier gilt des Dichters Wort: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Bei dem christlichen Glauben ist aber außer Verstand und Willen ein dritter Faktor thätig, die Gnade, d. i. das Licht und die Kraft von oben. Wenn Jesus sagt: „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater ihn zieht," oder: „Ohne mich könnet ihr nichts thun;" wenn nach des Apostels Worten Gott es ist, der in uns sowohl das Wollen als das Vollbringen bewirkt, und all unsere Tüchtigkeit aus Gott ist, so gelten alle diese Worte auch vom Glauben. Durch das Licht von oben, d. i. durch die innere übernatürliche Erleuchtung des Verstandes, wie sie nach dem Zeugniß Christi Petrus empfing, da er

bekannte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes,“ erhält der Verstand und durch die innere übernatürliche Kraft von oben der Wille die Fähigkeit und Tüchtigkeit, zu einer übernatürlichen Glaubensgewißheit zu gelangen, die nicht blos ein freudiges, jeden Zweifel ausschließendes Zustimmen zu den geoffenbarten Geheimnissen in sich begreift, sondern den Menschen zur Theilnahme am göttlichen Wissen emporhebt, die menschliche Erkenntniß mit der göttlichen vermählt.

Gottes Gnade ist es also, die den Verstand und Willen tüchtig zum freudigen Glauben macht. Deßhalb wird der Glaube eine von Gott verliehene Tugend (Tüchtigkeit) genannt.

Diese Wahrheit hat Paulus auf dem Wege nach Damaskus an sich selbst erfahren. Darum schreibt er in seinem ersten Briefe an die Corinther, daß der Glaube nicht durch Menschenweisheit entstehe, sondern durch Gottes Kraft. Und eben darum bezeugt er: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.“ Die Gnade Gottes hat den haßerfüllten Christenverfolger Saulus zum Weltapostel Paulus umgewandelt. Von der Purpurhändlerin Lydia erzählt uns die Apostelgeschichte Gott habe ihr Herz erschlossen, daß sie der Lehre Pauli glaubte.

Wie sehr die ersten Christen den Glauben für eine Gnade Gottes hielten, bezeugen ihre Märtyrer, die gar oft vor den heidnischen Richterstühlen bekannten: „Durch die Gnade Gottes sind wir Christen.“

Apostel und Märtyrer hatten für ihre Ueberzeugung das Zeugniß Jesu Christi, der den himmlischen Vater anflehte, er möge die Seinen im Glauben bewahren. Was Jesus gethan, das geschah vor Anbeginn in seiner Kirche und geschieht bis auf den heutigen Tag. Die Kirche betet um Erhaltung und Ausbreitung des christlichen Glaubens.

Das Wesen dieses christlichen Glaubens ist niemals schöner dargestellt worden, als es in der Glaubensdefinition des unfehlbaren Lehramts der katholischen Kirche auf dem vaticanischen Concilium geschehen ist, welche also lautet: „Da der Mensch von Gott als seinem Schöpfer und Herrn mit seinem ganzen Wesen abhängt und die erschaffene Vernunft der unerschaffenen Wahrheit gänzlich unterworfen ist, so sind wir verpflichtet, Gott, wenn er etwas offenbaret, vollen Gehorsam des Verstandes und Willens durch den Glauben zu leisten. Von diesem Glauben aber, welcher der Anfang des menschlichen Heiles ist, bekennt die katholische Kirche, daß er eine übernatürliche Tugend ist, durch welche wir unter Anregung und Unterstützung der Gnade Gottes das von ihm Geoffenbarte für wahr halten, nicht wegen der innern, mit dem natürlichen Lichte der Vernunft durchschauten Wahrheit der Dinge, sondern wegen der Autorität des sich offenbarenden Gottes, der weder sich irren, noch andere in Irrthum führen kann. Es ist nämlich, wie der Apostel bezeugt, der Glaube eine Grundlage

für das, was man hofft, eine Vergewisserung von dem, was man nicht sieht."

Die Gnade Gottes unterstützt den Willen, aber sie nöthigt ihn nicht. Darum bleibt dem Menschen immerhin die Möglichkeit, die leider, und besonders in unsern Tagen, zur traurigen Wirklichkeit wird, Christi Offenbarung, dem Evangelium, den Glauben zu versagen, sei es, daß er, wie bereits gesagt, aus Hochmuth oder Gleichgiltigkeit sich selbst blendet, sei es, daß er die Sklaverei einer Leidenschaft der Freiheit der Kinder Gottes, d. i. dem Freisein von schwerer Schuld, vorzieht. Das Evangelium ist aber und bleibt in der Welt. Der Unglaube vermag dasselbe ebenso wenig aus derselben fortzuschaffen, als derjenige die Sonne entfernt, der vor ihr die Augen schließt. Was die Sonne für das irdische, das natürliche Leben, das ist derjenige, von dem das Evangelium, wie der Name sagt, frohe Botschaft gebracht hat, Jesus Christus, für das übernatürliche Leben der Seele. Nennt er sich doch selbst das Licht der Welt. Wenn einem Menschen dieses Licht im Glauben geleuchtet hat von den Tagen seiner Jugend an, dieser aber, statt in der Erkenntniß des Glaubens mittels der Gnade von oben und der eigenen frommen Mitwirkung zu wachsen, vor dem Licht der göttlichen Wahrheit sich die Binde des Unglaubens umgelegt hat, so kann er für diesen seinen Unglauben vor Gott keine Entschuldigung finden. Warum?

Die Erlösung der Menschheit aus der Nacht des Irrthums und vom ewigen Verderben ist die größte Liebesthat des dreieinigen und dreipersönlichen Gottes. Dies sagt uns Jesus in den Worten: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ Wie der Vater den Rathschluß zu diesem größten Liebeswerk von Ewigkeit her gefaßt hat, so hat der Sohn diesen Rathschluß in der Zeit ausgeführt; der heilige Geist aber vollendet ihn bis zum Ende der Weltzeit durch die geheimnißvolle Zuwendung der Gnaden, welche Jesus für uns verdient hat. Wie könnte es daher denkbar sein, daß der Mensch sich gegen dieses göttliche Liebeswerk gleichgiltig oder ablehnend verhalten dürfte? Wenn Jesus Christus vom Himmel herabgekommen, um der Menschheit durch sein unermüdliches Lehren die Wahrheit zu bringen, so kann es doch unmöglich in das Belieben der Einzelnen gestellt sein, diese Wahrheit anzunehmen oder zu verwerfen.

Was uns so der gesunde Menschenverstand sagt, bestätigt Jesus, wenn er sagt: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet.“ Ist auch die Strafe, so lang der Mensch am Leben ist, noch nicht vollziehbar, — dies geschieht erst bei der großen Abrechnung am Tage des Weltgerichts, — so ist doch das Urtheil gefällt; denn der allwissende Gott kennt ja von Ewigkeit her diejenigen, welche zum ewig glückseligen Leben eingehen,

wie diejenigen, welche durch selbstverschuldeten Unglauben dem ewigen Verderben überantwortet werden.

„Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Dieses ernste Wort Christi gilt aber nur dem selbstverschuldeten Unglauben. Millionen von Menschen leben noch in der Nacht des Heidenthums. Alle diese haben das natürliche Sittengesetz, das schon der römische Redner und Staatsmann Cicero als „etwas Ewiges“ bezeichnet, ein Gesetz, das, wie Paulus sagt, „in ihrem Herzen geschrieben ist, indem ihr Gewissen davon Zeugniß gibt und ihre Gedanken, die sich unter einander anklagen oder lossprechen.“ Alle unter ihnen, welche dieses Gesetz, das ihnen befiehlt: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das füge auch keinem andern zu!“ nach dem Grad ihrer Gotteserkenntniß und dem Maß der auch ihnen in Folge der Verdienste Christi verliehenen Gnade befolgen, hätten gewiß den guten Willen, die christliche Wahrheit anzuerkennen, wenn die Botschaft des Heils zu ihnen gelangt wäre. Diese Botschaft werden sie aber in der Ewigkeit vernehmen und sich ihr voller Freude gläubig unterwerfen, und das wird ihre Begierdtaufe sein. Am Tage des Weltgerichts werden sie den Unglauben vieler Getaufter beschämen, wie es Jesus verkündet hat, wenn er sagt: „Es werden viele vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen, während die Kinder des

Reiches hinausgeworfen werden in die äußerste Finsterniß."

Wie nur ein Christus ist, so gibt es auch nur eine Wahrheit Christi; nur eine Kirche hat Christus auf Erden gestiftet, nur dieser einen Kirche seine Wahrheit und seine Gnadenschätze anvertraut. Unter den vielen Kirchen auf Erden kann darum nur eine die wahre, die rechtmäßige, von Christus gestiftete Kirche sein. Als solche kann nur diejenige gelten, welche das Lehr-, Priester- und Hirtenamt, welches Christus dem Petrus und den Aposteln übertragen hat, in den Nachfolgern derselben in ununterbrochener Reihenfolge bewahrt hat. Dies ist, wie wir gesehen, die römisch-katholische Kirche. In dieser einen Kirche ist deßhalb allein auch die untrügliche Heilswahrheit zu finden, in dieser einen Kirche sind deßhalb allein die ächten und rechten Heilsmittel hinterlegt.

Wenn wir Katholiken diese unsere Kirche deßhalb die allein seligmachende nennen, so ist dies nichts Anderes, als wenn wir sie die allein wahre Kirche Christi nennen. Es besagt dieses Prädikat nicht etwa, daß die bloße Zugehörigkeit zur katholischen Kirche schon ein Freibrief sei für die künftige Seligkeit. Denn diese hängt einerseits ab von den Verdiensten Jesu Christi, anderseits von unserm lebendigen Glauben und unserer treuen Mitwirkung mit der uns in den Heilsmitteln gebotenen Gnade. Es besagt dieses Prädikat aber ebenso wenig, daß unsere von uns getrennten Brüder, welche den Christennamen im Glauben

an den menschgewordenen Gottessohn, den Erlöser, mit uns gemein haben und mit uns durch die Taufe Kinder Gottes und Mitglieder der einen von Christus gestifteten Kirche geworden sind, dadurch, daß sie außerhalb der katholischen Kirche stehen wollen, der ewigen Seligkeit verlustig gehen. Wenn wir sie auch als irrende Brüder betrachten müssen, wie sie dies ja auch mit uns thun müssen, wenn es ihnen mit ihrem Glauben heiliger Ernst ist, so sind wir dabei der Ansicht, daß die weitaus größte Zahl derselben im unverschuldeten Irrthum lebt und stirbt. Sie hatten den ernstlichen Willen, alles zu erfüllen, was nach Gottes Gebot zum Heile ihrer Seelen geschehen sollte. Und weil sie dieses gethan, und weil sie insbesondere die schweren Sünden, in welche sie aus menschlicher Schwachheit gefallen sind, in jenem Ersatzmittel getilgt haben, welches auch dem katholischen Christen im Nothfall sein heiliges Bußsakrament ersetzt, nämlich in der auf die Liebe zu Gott gegründeten Reue, so ist ihnen damit der Weg zur ewigen Seligkeit offen. Und so halten wir nicht blos dafür, daß einstens im ewigen Heimathland, wohin Christus vorangegangen, den Seinigen Wohnungen zu bereiten, diese schuldlos irrenden Brüder in einer Anschauung Gottes und einer Liebe mit uns vereinigt sein werden, sondern daß am Tage der großen Abrechnung Viele aus ihnen durch ihr nach bestem Wissen und Gewissen bethätigtes christliches Leben auf Erden gar viele lau und gleichgiltig gewesene katholische Christen beschämen. Es

sei mir gestattet, hier die schönen Worte eines katholischen Bischofs anzuführen: „Die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche erlaubt somit nicht, einen einzigen Menschen zu verdammen; sie nöthigt nicht, in Bezug auf einen einzigen Menschen die Hoffnung seines Heils aufzugeben; sie verpflichtet Alle, die Wahrheit zu suchen und für ihr Heil zu sorgen nach bestem Wissen und Vermögen; sie verpflichtet die Gläubigen nach der Mahnung des hl. Paulus zu beten, damit alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen (I. Tim. 2, 3), wie es die Kirche selber thut, z. B. in erhebender Weise in der Charfreitagsliturgie. Diese Lehre hält die Bedeutung des Erlösungswerkes und die Mission der Kirche als Hilfsanstalt entschieden fest; aber sie verstößt weder gegen die Gerechtigkeit noch gegen die Liebe. Wenn Christus eine Religion und Kirche auf Erden will, so müssen seine Gerechtigkeit und sein Erbarmen in der Weise walten, die hier zum Ausdruck gelangt; darum haben auch, wie es übrigens in der Natur der Sache liegt, alle christlichen Bekenntnisse ähnlichen Auffassungen gehuldigt, und bei näherer Kenntniß der Lehre kann sich niemand an derselben stoßen als der moderne Indifferentismus, der mit der alleinseligmachenden Kirche die klaren Aussprüche des Erlösers und diesen selber verwirft."

Wahrheit und Irrthum werden einander stets ausschließen, also sich nie vereinigen lassen. Die Ueberzeugung von der alleinigen Wahrheit meines

katholischen Glaubens wird mich aber niemals hindern, allen von mir im Glauben getrennten Brüdern nicht blos Duldung, sondern Gerechtigkeit und Liebe entgegen zu bringen. Diese meine Ueberzeugung wird mich nicht hindern, allzeit und insbesondere in unsern Tagen, da der Unglaube bereits eine erschreckende Macht geworden, das anzuerkennen und mich darüber zu freuen, was die christusgläubigen Glieder anderer Confessionen mit uns Katholiken Christlich-Gemeinsames haben. Diese Freude lasse ich mir auch durch die maßlosen Ausfälle gegen meinen katholischen Glauben von Seite fanatischer Eiferer unter denselben nicht vergällen. Ich weiß ja, daß es viele Andersgläubige gibt, die sich freuen, daß wir den gemeinsamen Christennamen tragen, daß wir gemeinsam mit ihnen den dreieinigen und dreipersönlichen Gott anbeten, daß wir in keinem anderen Namen unser Heil erwarten und selig zu werden hoffen als im Namen Jesu, des menschgewordenen Gottessohnes, daß wir gemeinsam wie der Apostel bekennen: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin," daß wir das nämliche Vaterunser beten, dasselbe apostolische Glaubensbekenntniß und dieselben zehn göttlichen Gebote besitzen und den Sonntag und die Hauptfeste des Kirchenjahres mit denselben Festgeheimnissen feiern.

Gegenüber den Schmähungen unseres katholischen Glaubens trösten wir uns mit den Worten des Apostels: „Sie lästern, was sie nicht verstehen."

Ob die Lästerer, wenigstens recht viele von ihnen, es verstehen könnten, wenn sie wollten, d. h. wenn sie ernstlich nach der Wahrheit forschen würden, das zu entscheiden überlassen wir Gott.

Dabei hören wir nicht auf, mit unserer heiligen Kirche, an welcher seit zweitausend Jahren das Wort ihres Stifters sich erfüllt, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, zu beten, daß ein Hirt und eine Heerde werde.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten,

Hold, Christian

Vernünftiges Denken und katholischer Glaube Erwägungen für die gebildete Welt

Kempten 1897